

Zeitschrift: Der Geschichtsfreund : Mitteilungen des Historischen Vereins
Zentralschweiz

Herausgeber: Historischer Verein Zentralschweiz

Band: 99 (1946)

Artikel: Der alte Balbeler. Teil 2

Autor: Egli, Elisabeth

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-118323>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der alte Balbeler

Von Elisabeth Egli

IV. Der Erzähler

Der Luzernerpfarrer in der Erzählung.

Seitdem Goethe während seiner Straßburger Studienzeit in gemeinsamer Lektüre mit Herder sich an Oliver Goldsmiths „Vicar of Wakefield“ begeistert hatte, blieb das Leben des Landpfarrers der beliebteste Gegenstand der Idylle. Der Göttinger Hainbündler Johann Heinrich Voß schuf bald darauf in seiner Hexameterdichtung „Luise“ (1784) das deutsche Landpastorenideal. Der ländliche Rahmen blieb seither unverändert: ein hochgiebeliges Haus, hinter Obstbäumen versteckt, mit immer aufsteigender Rauchfahne und — wo es sich in die Gegend fügt — einem Storchennest auf dem First. Der Schlafrock und das Pfeifenrohr des ehrwürdigen Pfarrers von Grünau vererbten sich auf seine Nachkommen so unveränderlich wie das Angebinde der Aufklärung: die religiöse Duldsamkeit, die Freude am Gartenbau und eine kleine Bücherei als wirksamstes Hausmittel gegen das Verbauern. Erst der soziale und weltanschauliche Wandel des 19. Jahrhunderts verdrängte die Pastoralidylle. Von nun an ist das Pfarrhaus nicht mehr von homerischer Ewigkeitsruhe umflossen; es steht mitten im werkenden Bauerndorf, in der politisch zerwühlten Gemeinde, in der großen Stadt, wo auch Unbekannte an die Türe klopfen. Der protestantische Pfarrerroman liebt den jüngern Theologiekandidaten, dem auf der Hochschule „die Augen aufgehen“ und dessen Pastoration einen fortwährenden Kampf bedeutet gegen die „Verdummung“ des bibel-

treuen und abergläubischen Volkes.¹ Häufig werden die religiösen Fragen überhaupt nicht mehr berührt: der Schustersohn und Theologiestudent Hans Unwirrsch aus der Kröppelstraße in Wilhelm Raabes „Hungerpastor“ (1864) unterscheidet sich in nichts von seiner Umwelt als durch den großen innern Hunger nach reiner Menschlichkeit. Bald tritt der Arbeiterpfarrer auf, der am Ende seines Lebens zur Einsicht kommt, daß er mit seinen Sozialreformen auf einem falschen Gebiete sich abgemüht hat. — Die katholische Priestergestalt hingegen wird allzuoft zum Zerrbild gestempelt und, wie in Karl Gutzkows Kulturromanen, dem kirchenfeindlichen Zwecke geopfert. Auch die Priester in den Erzählungen der katholischen Landschaft kennen vorerst kaum ein ernsthafteres Problem als das der Ehelosigkeit.²

Die eigentliche katholische Seelsorgeerzählung der deutschen Literatur ist in der Schweiz geschaffen worden zu einer Zeit, da die Kirche und ihre Diener die angestammten Rechte verteidigen mußten gegen die Ansprüche des neuen Staates.

Auf Schweizerboden blieb dort das Bild des traulichen Pfarrhofs am längsten lebendig, wo die Idylle seit jeher zu Hause war: in der Zürcher Landschaft Salomon Geßners. Wiederum waren es Malerdichter, die in klassischen Rhythmen vom ländlichen Leben erzählten: Martin Usteri und August Corrodi. Usteri hinterließ ein Manuskript aus dem ersten Jahrzehnt des Jahrhunderts, das als „Ländliche Idylle in Zürcher Mundart“ unter dem Titel „De Vikari“ 1831 zum erstenmal veröffentlicht wurde.³ Es war aber mehr Satire als Idylle, Spott

¹ Graf, Emma, Die Pfarrergestalt in der deutschen Erzählliteratur des 19. Jahrhunderts. Eine ideengeschichtliche Studie. Diss. Zürich. Konstanz 1922. 57 ff.

² Ebda. 83 ff.

³ Nägeli, Albert, Johann Martin Usteri (1763—1827). Zürich 1907. 170 und 176 ff.

über die bürgerliche Aufgeblasenheit eines Zürcher Landpfarrers. Voß hat die Gestalten und den festgefügtten Rahmen übermittlelt, Maler Müller bestimmte den bauerlichen Ton und Goethe das klassische Metrum. Nach Usteris Vorbild dichtete dann der Winterthurer Zeichenlehrer August Corrodi sein „Winteridyll usem Züripiet“: „De Herr Vikari“ (Winterthur 1858). Auch dieser kennt keine Sorgen der Pastoration: „'S Pfrüendli gfielern; zwar isches nid riich und es bitzeli ruuchlacht“, aber der Vikar ist von Haus aus versehen mit irdischem Gut. In den Bücherschränken des alten Pfarrers stehen noch die steifen Herren von ehemals, „so de Gleim und de Gellert, / Au öppis Haller und Hagedorn, de Messias vum Chlopstock, / Geßners Idyllen und derigs.“ Der Vikar schleppt keine neuartigen Predigtbücher ins Haus. Das einzig Neue und Unerhörte, das er mit Jean Pauls „Titan“ und mit dem „Vicar of Wakefield“ heraufbeschwört, betrifft nur die Töchter und wird mit einer Doppelheirat gesühnt. Ganz im bürgerlichen Rahmen bleiben also diese Pfarr- und Vikarsidyllen. Der Priester beschäftigt sich vorzüglich mit Oekonomie und profaner Literatur; vom Seelsorger hat er nur noch den Namen.

Auch der Berner Jeremias Gotthelf kennt ihn noch, jenen Musterpfarrer des ausgehenden 18. Jahrhunderts, der neben der eigenen Obstbaumzucht vor allem die Bodenverbesserung der Bauerngüter betreibt. Der Pfarrer in den „Leiden und Freuden eines Schulmeisters“ glaubt zuerst in seinen Gytiwilern „lauter Kleinjoggs“ zu sehen. Aber bald muß er erklären, mit diesen Leuten sei nichts anzufangen, und vor seinem Weggang hat er nur das eine erreicht: „sie ließen nach und nach größere Bschüttlöcher machen und leerten sie immer fleißiger.“⁴ Der Pfarrer von Gutmütigen dagegen in der Erzählung

⁴ Gotthelf, Jeremias, Sämtliche Werke in 24 Bänden. In Verbindung mit der Familie Bitzius herausgegeben von Rudolf Hunziker und Hans Bloesch. Erlangen-Zürich. 1921. II 337 f.

„Wie Anne Bäbi Jowäger haushaltet und wie es ihm mit dem Doktern geht“ ist wohl Gotthelfs idealste Seelsorgergestalt. Er lebt noch in der altidyllischen Welt: „Das Pfarrhaus lag freundlich im Grünen; ein Bächlein, Garten, Hofstatt, machten es zu einem der heimeligsten Plätzchen für ein sogenanntes Stilleben, zu welchem aber hauptsächlich mehr noch als ein heimeliges Plätzchen ein stilles, genügsames Herz gehört.“⁵ Religiöse Duldsamkeit ist auch der verklärende Charakterzug des Gutmütiger Pfarrers; doch sie entspringt nicht wie beim Dorfpfarrer der klassischen Zeit einem aufgeklärten Indifferentismus, sondern der Ansicht, daß gläubiges Denken ohne gläubiges Leben nutzlos sei: „Der Pfarrer war ein gutmütiger, heiterer Mann, um Glaubensformen zankte er nicht, aber in Glaubenswerken eiferte er mit jedem; wie fromm er war, wußte Gott, die Menschen hätten es ihm nicht angesehen.“⁶ Es kommt deshalb nicht zum offenen Streit mit dem Vikar, der die Werke verachtet und auf seine Rechtgläubigkeit pocht. Aber da der junge Eiferer durch seine scharfen Worte Anne Bäbi in den Wahnsinn getrieben hat, lenkt der Pfarrer die alte Frau durch kluge Ausnützung ihrer Tugenden und Untugenden wieder in die gewohnte Lebensbahn zurück. So sind Gotthelfs ideale Pfarrergestalten immer verschwiegene Kenner der einzelnen Menschenseelen, nie wortreiche Verteidiger eines theologischen Glaubenssatzes oder gar Stimmungsmacher in kirchenpolitischen Streitfragen.

Ganz anders beim katholischen Luzernerpfarrer! Herzogs Seelsorgeerzählungen sind verkappte Zurechtweisungen seiner grundsatzlosen oder pflichtvergesenen Amtsbrüder. Er warnte, das Leben eines Landpfarrers sei kein Schäferspiel!⁷ Trotzdem konnte er selbst dem Reiz der Idylle in Leben und Dichtung nicht ganz

⁵ Ebda. V 298.

⁶ Ebda. VI 171.

⁷ Ehrentempel I 12.

widerstehen. Als er jedoch einst ein „Pastoralisches Stillleben in der Schweiz“ zu malen versuchte,⁸ war es die Umwelt, die Einspruch erhob. Und Herzog mußte beschönigen: er habe nur sich selbst zeichnen wollen — als abschreckendes Beispiel, selbstverständlich!⁹

Die Zeit der Pfarridylle war vorbei. Sie war im katholischen Pfarrhaus überhaupt nie recht daheim gewesen: es fehlte das gutmütige, immer beschwichtigende Frauchen, das schelmische, heiratslustige Töchterchen, die noch bei Gotthelf die trüben Tage des Seelsorgers verklären. Seine letzte Erzählung war ja auch ein letzter Dank an „Die Frau Pfarrerin“. An ihre Stelle tritt beim Luzerner die altjüngferliche und ewig keifende „Heerenköchin“. Trotzdem machte Herzog nicht wie seine zeitgenössischen Vorbilder etwa das Fehlen des fraulichen Elementes zum Inhalt seiner Pfarrererzählungen. Er lachte vielmehr über die „Kinderkrankheit“ der Liebe, mit der es sei wie mit den Kindsblättern: „einmal kommen sie, wenn man noch so gut geimpft ist, und besser früh als spät.“ Gar einen „Scandalum Lucernensium clericorum anticoelibatorium“¹⁰ als Erzählungsvorwurf zu benutzen, wäre ihm nicht im Traume eingefallen. Es gab da viel wichtigere und allgemeinere Fragen, mit denen jeder katholische Priester seiner Zeit und seines Landes ringen mußte: diese griff er auf.

Im Jahre 1857 erschien im Verlag von Friedrich Pustet in Regensburg ein kleiner Briefroman: „Der Beruf. Eine Novelle aus der Neuschweiz.“

Ein schüchternes Schweizerstudentchen meldet seinen Lieben daheim in empfindsamen Briefen seine Ankunft im Kollegium der Jesuiten zu Freiburg und seine Anstellung als Hauslehrer in der Familie eines reichen Tuchhändlers. Aus der Heimat antworten ihm schwesterliche Ermahnungen, seine ganze Kraft aufzubieten, um bald die darniederliegende ärztliche Praxis des

⁸ Neue Sion. 1850 Nr. 139 Beilage 29.

⁹ Ebda. 1850 Nr. 152.

¹⁰ Ebda. 1849 Nr. 97 und Nr. 134.

Vaters übernehmen zu können. Denn dieser sitze am Abend immer länger im Wirtshaus, während sich daheim Hunger und versteckte Armut einschleichen. Auch eine geistliche Stimme meldet sich, ein Kaplan, der wenig auf den Schulen aber sehr viel auf der „Natur“ hält und seinen einstigen Schüler auffordert, auf die innere Stimme der Berufung zu horchen, die ihn vielleicht zum Altare führe. Student Peter beginnt zu schwanken: „Arzt oder Priester?“ fragt er sich. Zwar ist er während eines Studienjahres bereits zum selbstsichern Mann geworden: im Greyerzerland, wo die Familie den Frühling verbringt, führt er die beiden Töchter, Julia und Heloise, spazieren und bringt seinem Zögling Pierre einige lateinische Verse, einige Klavierstücke und botanische Namen bei. Er schwankt bereits zwischen „Julia oder Jesuit.“ Und Julia kann ihrer Freundin triumphierend berichten, daß ihrer Koketterie ein neues Opfer gefallen sei. Bald meldet der Jesuitenpräfekt dem Kaplan, ihr Schützling, von dem sie so viel für ihren Orden gehofft, sei mit der Tochter des Hauses aus Freiburg geflohen. Peter stellt richtig im folgenden Brief: er wurde entführt. Und furchtbar sind die Folgen: Verweisung aus dem Hause, Zerknirschung, Anstellung als Schreiber und Kurier der Freiburger Regierung, Gefangennahme während des Sonderbundskrieges vor den Toren der Stadt, Gelübde zur Priesterschaft nach standhaft abgewiesener Versuchung durch Heloise, Flucht nach Chambéry zu den Jesuiten, Austreibung aus Savoyen und aus der Schweiz, Hungerleben in München als Medizinstudent, Opernsänger und Korrektor einer Zeitschrift, und schließlich — da Schwester Therese einen reichen Arzt geheiratet hat — glückliche Landung im Noviziat der Jesuiten zu Namur.

Das Vorbild dieses bewegten Romans in Briefen ist nicht weit zu suchen. Wenn auch seit dem Erscheinen von Rousseaus „Nouvelle Héloïse“ (1761), — „für die“, wie Herzog bekennt, „ein Priester immer noch seine Sympathien hat“, ¹¹ — bald ein Jahrhundert verflossen war, so zog doch eine gewisse Gesellschaftsschicht nach wie vor süßen Honig aus moralischen Erzählungen mit traulichen Familienbildern und empfindsamen Naturbeschreibungen. Dies alles fand man in der kleinen Novelle. Da-

¹¹ Neue Sion. 1850 Nr. 113 Beilage 24: Reisebilder aus der Schweiz.

neben trug sie den Stempel eines wirklichen Erlebnisses, besaß den Reiz der Aktualität, schlug den Jesuitenvätern da und dort ein pädagogisches Schnippchen und war dennoch mit der „Neuschweiz“ nicht einverstanden. Oppositionsgeist macht neugierig: die Novelle wurde gelesen und erlebte nach vier Jahren bereits eine Neuauflage.¹² Und Herzog konnte, da er sich „aus Demut in tiefste Anonymität gehüllt“, sein eigenes Werk im „Katholischen Luzernerbieter“ ungestört rezensieren und zur Lektüre empfehlen.¹³ — Alles was er darin an Selbsterlebtem bot, war vortrefflich geraten, alles was er dazu-dichtete, war unter der Hand verkümmert. Köstlich ist der Beromünsterer Dorfklatsch in Pauls Briefen, köstlich der Bericht von der Reise durch das reformierte Bernbiet und von der ersten Fühlungsnahe mit den Freiburger Studenten, die in den Kosthäusern und Wirtschaften der Altstadt ihr Unwesen treiben. Herzog beherrscht die Technik der Brief erzählung, die langsam in bestehende Verhältnisse einführt: „Trink“, sagt dem reisigen Studentlein des Kreuzwirts Hans, der mit einem Weinfäßchen vom Welschland daherfährt, „was für bleibt, trinkt dein Vater!“ Es ist der erste Hinweis auf das zerrüttete Familienverhältnis, das sich erst in den folgenden Briefen aufrollt. In einer Beziehung ist Herzog sogar über sein berühmtes französisches Vorbild hinausgegangen: seine Personen, die Briefschreiber, sind nicht nur in ihren gleichmäßigen Empfindungen erkennbar, sondern in Sprache und Interesse stark voneinander unterschieden; jeder schreibt anders und über anderes. Herzog ist in der fremden Vorstellungswelt heimisch, soweit sie den Rahmen des Bekannten nicht überschreitet. Das eigene Grunderlebnis der Erzählung jedoch, das Schwanken zwischen weltlichem und geistlichem Beruf, hat er zu wenig

¹² Die Auflage von 1861 ist in verschiedenen Bibliographien erwähnt; ein Exemplar war aber nicht mehr aufzufinden.

¹³ Luzernerbieter X (1858) 58 f.

ausgeschöpft und unter abenteuerlichen Zutaten erstickt.¹⁴

Herzog hat seine abenteuerliche Erstlingsnovelle wohl viel früher geschrieben als sie gedruckt wurde (1857). Inzwischen fand er sich zurück zur erlebten Wirklichkeit. Nach zwei Jahren (1859) war wiederum ein Manuskript abgeschlossen. Er setzte darüber den Titel „Der Idealist, oder eine Pastoral aus dem Leben in Form einer Novelle“, nannte sich selbst als Verfasser und schickte die Blätter einem deutschen Verleger, Johann Thomas Stettner in Lindau. Er hatte noch immer den Ehrgeiz, über die engen Grenzen der Heimat hinauszuwirken. Und er wurde tatsächlich beachtet. Die deutschen Kirchenzeitungen rühmten: hier sei auf wenigen Blättern mehr Weisheit als in manchen mehrbändigen Pastoralanweisungen. Sogar Wolfgang Menzel, der „Literaturpapst“ in Stuttgart, empfahl die Novelle.¹⁵ Denn diesmal hatte Herzog nicht „Literatur“ geliefert, sondern „aus dem Leben“ geschrieben; so lebendig und so gründlich, daß man in den Luzerner Pfarrhäusern protestierte: das sei zu scharf, das sei unklug, so werde der geistliche Stand dem Gelächter des Volkes preisgegeben. Andere, die Selbstgerechten, suchten rings um sich nach den Originalen und tuschelten sich zu, „wer jener Vikar, Pfarrer oder Präfekt sein könnte, was das für ein Dekan, Kammerer, ja Bischof und Generalvikar gewesen sein möge.“¹⁶ Man nahm die Dichtung für Wirklichkeit. Mehr hatte Herzog nicht gewollt. Der Rock eines vor der Zeit ge-

¹⁴ Noch zweimal in spätern Jahren hat er das Problem der Priestererziehung aufgegriffen in den Erzählungen „Vermauert“ (Bürli, Klingnau 1867) und „Polytechniker oder — Kaplan?“ (Unterhaltungsblatt der Botschaft. Klingnau 1873 Nr. 44/45).

¹⁵ Eine Rezension im Anhang der Novelle „Marie die Büßerin“ macht auf folgende empfehlende Stimmen aufmerksam: Rottenburger katholisches Kirchenblatt, Sion, Menzels Literaturblatt, Augsburger Postzeitung u. a.

¹⁶ Schweizerische Kirchenzeitung. 1859 Nr. 25 (26. März) 134.

alterten und abgekämpften Priesters, dessen Lebensbekenntnisse zu veröffentlichen er vorgab, war ihm allerdings nicht auf den Leib geschnitten. Mit dem Ungestüm eines Jungen fuhr er unter seine Amtsgenossen und erzählte ihnen folgendes:

Pfarrer Kurz war in seiner Jugend nicht gern zur Schule gegangen. Das Leben in der väterlichen Mühle bot mehr Abwechslung, und des untern Schmieds Xaveri, sein Freund, war nie verlegen um tolle Streiche. Eine Zukunft gab es nicht, für das Morgen sorgte die Mutter. Und als sie nach einer „wahrhaft erschütternden“ Dorfprimiz ihrem Sohne verkündigte: „Jetzt, Mukli (Nepomuk), mußt du auch ein Geistlicher werden!“ änderte das wenig an seiner patriarchalischen Lebensgewohnheit. An den „spekulativen Kreisen“ der Philosophie und der Theologie ging er bald vorbei, hielt sich an seinen Verstand und an die mütterliche Religion. Als Vikar von Trübbach fällt ihm der erste Schatten über den Weg: der Vorgesetzte krankt empfindlich an der „Jalusia parochialis“, und die Untergebenen hören weit begieriger auf des Vikars altes „B-Klarnett“ als auf die geistlichen Ermahnungen. Endlich beruft man ihn auf die verwaiste Pfründe von Zopfwil, und er kann nun nach seinem Ideale Pfarrer sein. Doch sein Idealismus zerschellt an lauter Aeüßerlichkeiten der Pastoration: am Widerstand der Eltern gegen den neuen Katechismus, an der Hintertreibung seines Sonntagsvereins durch den Schnapskrämer, an der Kirchenordnung, am nachlässigen öffentlichen Gebet, an der verunglückten Monatsprozession und nicht zuletzt an der Grundsatzlosigkeit des alternden Bischofs, der ihm Nachgiebigkeit bis zur äußersten Grenze empfiehlt. So wächst dem Zopfwiler Pfarrer selbst, nicht der Zopf des geistlichen Schlendrians, aber ach! das Zöpfchen des Mitleids mit dem eigenen Herzen. Er verläßt die Pfarrei und zieht sich zurück in das einsame Tal seiner Kindheit. — Hier enden die Selbstbekenntnisse des Idealisten, und Herzog, selbst mehr Idealist als Sonderling, vertauscht die Rolle des Herausgebers mit der des Erzählers. — Denn ein Sonderling wird nun Pfarrer Kurz, ein einsamer Rufer in der Wüste. Alles was mühsam und beladen ist, zieht hinab zur stillen Klausur, und selbst der Ortspfarrer ist nur Werkzeug seiner Hand. In einer gelehrten „Akademie“ werden die Grundsätze der Pastoral diskutiert — man hört Hirschers Sprache —, und in schwarzseherischen Zeit- und Selbstbetrachtungen der Mangel an idealen Priestern beklagt.

Der Bischof der Nachbardiözese ernennt den Propheten in der Tiefenmühle zum Regens seines Priesterseminars, das er ohne staatliche Genehmigung, ohne staatliche Unterstützung in seinem Hause einrichtet. — Nicht viel anders waren die Bedingungen, unter denen Bischof Karl Arnold im gleichen Jahre (1859) sein Priesterseminar in Solothurn eröffnen konnte. — Doch der Staat hat seine geistlichen Helfershelfer. Generalvikar Kalt kommt dem Entlassungsgesuch des Idealisten zuvor: er versetzt ihn in das idyllische Kaplaneihaus von Außenwil. Der Herr Kammerer von Außenwil ist ein Mann der Regierung, eifrig besorgt für den Ruf seiner Gemeinde und nicht weniger für seinen eigenen. Er predigt nicht gern, doch von Zeit zu Zeit werden „alle Jalousien in seiner Stube herabgelassen, ... ein sicheres Zeichen, daß er Ehrenprediger geworden.“ Dem Eiferer in der Kaplanei weicht er aus, die Furcht des Gemeindegammanns vor der „Reaktion“ beschwichtigt er: „Hier in Außenwil hat es noch keine Not, solange ich hier Papst und Sie Kaiser sind.“ Jede Woche fährt er einmal in die Residenz, wo interessante politische Pastoralfälle besprochen werden. Der Kaplan, zur Untätigkeit verurteilt, faßt in seinen Sonntagspredigten immer mehr den Hirten als die Herde ins Auge und greift schließlich zum Mittel der brüderlichen Zurechtweisung. Der Pfarrer geht in sich, sucht sein Brevier und schleicht aus der Stube. „Unterdeß wußte man zu Hause nicht, wo der Pfarrer hingekommen, und war doch der Posthalter da mit einem Quartal, das ihm der Pfarrer bescheinigen sollte. ‚Er ist nicht weit!‘ sagte Luise und sprang ins gelbe, hierauf ins grüne Zimmer, in den Salon. Dann ging sie in den Keller hinab und hinaus in den Garten. Nirgends fand sie den Pfarrer. Die Untermagd mußte nun zu dem Präsidenten laufen, und als sie leer zurückkam, retour zum Ammann, und als sie ihn auch hier nicht fand, schickte man ins Schulhaus. Alles umsonst . . . ‚Ist er etwa in die Kirche gegangen?‘ fragte der Posthalter. ‚Behüt Gott!‘ war die Antwort, ‚was sollte er unter Tags in die Kirche gehen?‘“ Aber der Herr Kammerer von Außenwil ist tatsächlich in der Kirche: der Idealist hat gesiegt!

In der zeitgenössischen Literatur der Linken und der Rechten, von Auerbachs „Luzifer“ bis zu Gotthelfs „Anne Bäbi“, spielte man den versöhnlichen Priester gegen den Eiferer aus. Hier tat einer das Umgekehrte. Die Schlagworte von „Obskurantismus“ und „Jesuitismus“ waren

noch in aller Munde, da rief Herzog: „Wären wir nur alle mehr Jesuiten!“ Noch mehr! Man glaubte endlich im Volk und unter dem Klerus, den glücklichen Ausgleich gefunden zu haben, indem man Katholik war in der Kirche und liberaler Bürger im Alltagsleben. Da kam der Ballwiler Pfarrer und nannte sie — Heuchler. Liberal und katholisch, niemals gehe das zusammen: „Ausscheiden müssen wir, was nicht zu einander gehört — Grundsätze so gut als Menschen!“ Die „Staatspfarrer“ waren wenig erbaut. Zwar nicht nur sie wurden angeprangert — wer hätte sich offen als solcher bekannt! —, sondern auch jene, die treu zu den kirchlichen Grundsätzen standen, aber ihr Priestertum als Ehrenamt auffaßten und sich mit der äußern Pflichterfüllung begnügten. Deshalb steht kein außerordentlicher Konflikt im Mittelpunkt der Erzählung; an lauter Äußerlichkeiten der religiösen Übungen scheint der Idealist seine Kraft zu verschwenden; doch er kämpft um ihre Verinnerlichung. „Besser den Tod, als ein Leben ohne Bewußtsein!“ ruft Herzog, und damit der Ruf am richtigen Ort vernommen werde, setzt er hinzu: „Gott stärke die Mannschaft!“

Wäre dies alles als schreiendes Pamphlet ins Haus geflogen, man hätte im gleichen Ton antworten können. Aber die beißende Kritik kam als freundliche Novelle, die auch das Volk lesen konnte und zu deuten wußte.

Es war allerdings keine leichte Aufgabe gewesen, allen zu predigen und dennoch alles in Figuren zu kleiden. Um möglichst viele pastorale Fragen zu berühren, mußte Herzog manches in trockener Diskussion wiedergeben. In „Details und Spezialitäten“ konnte er sich schon gar nicht einlassen, „obwohl diese das Kurzweiligste sind.“ Die lebenswarme Darstellung setzt manchmal aus. Aber es gibt auch eine Lebenswärme des überzeugten Wortes, und diese atmet im „Idealisten“.

Schon in der nächsten Seelsorgeerzählung, „Fridolin, ein Vicar“ (Kirchheim, Mainz 1862), konnte Her-

zog die „Details und Spezialitäten“ nicht mehr unterdrücken. Das Histörchenschreiben ging ihm so viel leichter als das Herumfeilen an einer dreihundertseitigen Charakterstudie! Um einen verbindenden Faden von Pfarrhaus zu Pfarrhaus zu spannen, wählt er einen Pfarrhelfer, der in alle Häuser kommt, und gibt ihm auch die nötige Dosis Friedfertigkeit mit auf den Weg, damit er es da und dort länger aushalte, gerade so lange, bis Herzog die häusliche Umgebung aufs Papier gemalt hat.

Im Vorwort verwahrt sich der Verfasser wohlweislich: „nicht irgend ein Stand der Kirche soll hier kritisiert oder gar lächerlich gemacht werden“; aber von einem unvollkommenen Charakter lerne man mehr als von einem Helden, selbst so junge gelehrte Leute wie die viel- und alleswissenden Vikare. Nichtsdestoweniger ist der Vikar Fridli ein Ausbund von Tugendhaftigkeit und Langmut: er gibt sich mit dem schlechtesten Zimmer im Hause zufrieden, er findet an der zanksüchtigsten Köchin eine gute Seite, er erträgt die übelsten Launen seines Vorgesetzten und räumt unzählige Male seinen pfründenhaschenden Kollegen den wohlverdienten Platz. Der Titel ist also eine Täuschung: die Zurechtweisung gilt nicht den Jungen, sondern wiederum den Alten. Diesmal aber geht es weniger um Kirchlichkeit oder Nichtkirchlichkeit des geistlichen Herrn als um seine Lebensgewohnheiten. Ein neues Element macht zu schaffen: die Jungfer Jacobe, die es nicht über sich bringen kann, den Vikar, der erst noch als Student hier war, nicht mehr zu duzen, die am Morgen pünktlich von ihrem Gaden durch das Ofenloch herabsteigt, dem Vikar immer saubere und geflickte Kleider hinlegt, für seine Ehre „vor dem Volk“ einsteht, anderseits aber ihm „vor den Leuten“ Weisungen gibt, etwa, „daß er keine schwarze Stola nehmen soll zum Taufen“, und am Abend, nachdem sie des Vikars Kerzenstümpchen häuslich bemessen, in ihrer Körperfülle ächzend und stöhnend durch das Ofenloch wieder verschwindet. Oder es ist ihre wunderliche Kollegin, die weder für das Haus noch für den Pfarrer sorgt, so daß Fridli den neuen Patron, einen alten Feldpater, am Brunnen im Höfli aufsuchen muß, wo er in der Tenue eines ausgedienten Soldaten seine Nastücher wäscht: er möge die Schererei nicht mit der Rosa! Histörchen an Histörchen! Herzog ist unerschöpflich. Bald erzählt er von jenen scheinbar nichtigen Dingen, über die ein Vikar nicht klagen darf: von der

kalten Dachstube, vom „Vikariwein“, vom versteckten Gähnen beim abendlichen Kartenspiel; dann wieder von den kleinen Seelenqualen, die das Nebeneinanderwohnen unerträglich machen: von der gegenseitigen Beargwöhnung, dem Alles-selbermachen-Wollen und vom Aerger, wenn Pfarrer und Vikar gleichzeitig Anton Hungaris Musterpredigten benützen.

Es ist Kleinkunst, die auch das Flüchtigste einfängt. Herzog rückt damit in die Nähe jener beiden Zürcher, Martin Usteri und August Corrodi, die ihre Vikarsidyllen mit dem Zeichenstift bebilderten. Aber, was bei jenen fehlt, das „Fabula docet“, schwingt mit als ernsthafter Unterton: daß ein Seelsorger seine eigene Seele und sein eigenes Haus überwachen müsse, wenn er zum Wächter über andere bestellt sein wolle.

In ebendemselben Jahre schrieb Herzog noch den zweiten Band des „Geistlichen Ehrentempels“ mit neuen „Lebensbeschreibungen etwelcher Geistlichen aus dem katholischen Luzernerbiet“. Diese führten ihn wieder zur Charakterstudie. Zwei Gefahren ganz verschiedener Art hatte er aus den beschriebenen Priesterleben herausgelesen: innere Vereinsamung und Verbitterung bei den Erfolglosen, seelische Verkümmernng bei den Verbauerten. Im folgenden Jahr veröffentlichte er in einem starken Doppelbändchen die beiden Erzählungen „Der Melankoliker. Der Pfarrer Isidor und wie es ihm mit dem ‚Bauern‘ ergangen“ (Kirchheim, Mainz 1863).

„Der Melankoliker“ sollte wiederum Selbstbekenntnis sein. Herzog galt aber damals schon so ausgesprochen als gemüthlicher Landpfarrer, daß er fürchten mußte, in dieser Rolle nicht ernst genommen zu werden: „Soll ich gleich sagen, wer dieser unglückliche, geplagte Mensch ist?“ schreibt er, „es würden es wenig Leute glauben... der Melancholiker erzählt selber.“ Hundert Seiten lang spielt er seine Rolle recht gut, dann aber hat er plötzlich, ohne daß der Leser es merkt, die Maske des Trübsinns abgeworfen und einem andern Gesicht ange-

hängt. Ein anderer ist ihm hier Porträt gestanden, vielleicht der Sailerschüler Joseph Schindler, von dem er berichtet: „Nie war er ohne Klagen, und seine Lippen flossen über von den düstersten Ahnungen, sobald er seine Meinung offenbaren sollte, er betete den ganzen Tag, und es war rührend, wie er über sich und die Welt jammern konnte...“¹⁷ Joseph Schindler fand seine Seelenruhe als Mönch von Engelberg, und auch für den „Melankoliker“ weiß Herzog keinen andern Gesundbrunnen als das Kloster.

Was der „Melankoliker“ erlebt, hat schon der „Idealist“ erlebt; und was dort nicht angeführt werden konnte, wird nun nachgeholt: Anstände mit der Pfarrei wegen dem Bau einer Kirche, Aerger über den ausgelassenen Fastnachtstanz, über die spärlich besuchte Christenlehre und den aufgedrängten Frühmesser. Dies alles bleibt aber vorerst Rahmen- und Rankenwerk, frische Nahrung für die Hypochondrie des Pfarrers. Man liest voll Interesse, wie anfangs der verderbliche Keim nur versteckt in ihm liegt, nicht mehr als bei jedem andern katholischen Priester, den die Gemütlichkeit „schon frühe von trockenen, einseitigen, verständigen Berufsarten, wie Jurisprudenz, Politik, Arzneiwissenschaft, Mathematik und materiellen Beschäftigungen getrennt und ausgeschieden und einem Berufe zugeführt hat, in dem das Herz, das Gemüt, der Glaube, alles höhere Geistesleben mehr Anteil hat als der Kopf, das Wissen, das Rechnen, die Spekulation!“ Bald aber stürzen ihn Kleinigkeiten — der Ungehorsam eines Schülers, die Trunksucht einiger Alten — in tiefe Verzweiflung. Er sucht nach persönlicher Schuld, und da ihm die Fehler des Tages nicht genügen, durchwühlt er die Vergangenheit nach leichtsinnigen Sünden. Die gemarterte Seele schwächt den Körper, der Melancholiker fängt an zu doktern, leidet an immer neuen Krankheiten und, da er den „Medizinischen Hausfreund“ gekauft, gar an allen zusammen. Das aufrichtige Wohlwollen eines Freundes heilt ihn plötzlich, doch der Tod eines Bauern, der in der Sterbestunde umsonst nach dem dorfabwesenden Pfarrer verlangt hat, ruft der Schwermut von neuem. Fortan zweifelt er an seiner Berufung, an seiner Befähigung zum Seelsorger. — Dies wäre der fruchtbare Gedanken gewesen, die Entwicklung des Melancholikers

¹⁷ Ehrentempel I (1861) 58.

seelisch zu vertiefen. Nun aber verdrängt der Rahmen das ursprüngliche Thema. Der äußerliche Wechsel von der Ich- zur Er-Form leitet über zu einer gesonderten Dorfgeschichte: wie ein unachtsames Mädchenwort eine ganze Gemeinde in Zwiespalt versetzt. Da aber Herzog, dem Titel zulieb, des Pfarrers griesgrämiges Gesicht dann und wann unter den streitenden Parteien auftauchen lassen muß, kommt die Erzählung nicht zur vollen Entfaltung.

Die letzte Erzählung für die Amtsbrüder „Wie es dem Pfarrer Isidor mit dem Bauern ergangen“ blieb wenig beachtet. Erschien sie ja bloß im Anhang des „Melankolikers“: ein halbweltlich-halbgeistliches Spiel nach dem seelenzerfasernden Trauerstück der Schwermut. Und doch: Keiner von Herzogs Erzählungen wäre so sehr der Neudruck zu gönnen wie der Geschichte vom Leben und Sterben des Bauernpfarrers Isidor. Der Bilderschmuck dürfte nicht fehlen; denn sie läßt sich eher mit flüchtigen Federzeichnungen festhalten als in nacherzählenden Worten:

Pfarrer Isidor Häberli hatte bei seinem Einzug in R(e)altberg viele Bücherkisten mitgebracht, aber auch eine tüchtige Köchin, die auf den Rappen schaute. Das Studierzimmer war denn auch seine Welt, und mürrisch erteilte er der Kathri seine Weisungen, wenn sie mit Küchen- und Krämerzetteln sein Heiligtum betrat. Von Zeit zu Zeit hielt der Vater, ein kleiner Tuchhändler aus der Stadt, seine Inspektionsreise durch Haus und Hof und schüttelte den Kopf, wenn er sah, daß sich nichts geäußert hatte als die Bibliothek. Die Kathri wußte es ihm zu erklären: „Er arbeitet eben nicht gern, das ist das Schlimmste; wenn er nur immer lesen und schreiben könnte und predigen und den Schülern nachspringen, aber arbeiten mag er nicht! —“ In den Häusern der Armen lasse er ganze runde Franken fallen, und dem Trödler habe er vor kurzem dreißig blanke Stück auf die Hand gezählt: „wenn es nur krumm und rund und recht verf... alt und wurmstichig war, so kaufte es der Herr“, Dinge, „die an einer Gant keinen Batzen mehr gelten.“ — Doch nach drei Jahren ist Pfarrer Isidor schon recht häuslich geworden. „Auch mit den Bauern fing er an, vernünftiger, wie sie meinten, zu reden, frug doch auch dem Wetter nach und wußte, daß der Beiswind besser sei zum Heuen als der Abendwind, daß

die Wolken am rechten Ort seien, wenn sie hinein nach den Bergen fahren, daß man es nie dürfe zu trocken werden lassen, sondern zu rechter Zeit sage: ein schönes Regeli täte jetzt gut!" Er hat auch schon auf Kathris Anraten ein dickes Hauptbuch zugetan, ferner eine Realencyklopädie, denn die ersetze eine ganze Bibliothek, und sogar den Hundertjährigen Kalender. Als der Müller, sein Lehensmann, an einem Sonntag Heu ein-tun wollte, machte ihm der Pfarrer ernste Vorstellungen. Aber der Mann begehrte auf und kündete ihm den Dienst. In der Not, von Vater und Köchin gedrängt, entschloß sich der Pfarrer zur eigenen Uebernahme des Landes. Zum erstenmal im Leben sah er nun, wie der Flachs blüht und wie der Wind über das Kornfeld streicht, und „die Milch schmeckte viel besser, seit er die Kuh ‚sein‘ nennen konnte.“ Doch sein Knecht, Kathris Vetter, der Luigi — er war eben aus Neapel heimgekehrt — konnte sich nicht recht in den Ludi zurückfinden: die fettesten Stücke aus dem Pfarrhaus wanderten ins Dorf zur Näherlise, und bei der ersten Mahnung suchte er das Weite. Der Sigrist half aus, aber der Pfarrer mußte ihm doch am ersten Morgen zeigen, „wie viel er abmähen soll, und wo die Stoßbäre sei und das eiserne Gäbeli und der Wetzstein für die Segesse und das Dangel, und mußte ihm sagen, daß er den Fellach nicht melken müsse, da er trage, und nachher glaubte er seinem geistlichen Amte keinen Abbruch zu tun, wenn er schon daheim in der hintern Stube, wo ihn niemand sehen konnte, die Milch aus-messe..." In diesen zehn Tagen wurde er zum Bauern. Von nun an glaubte er es mit einer Stallmagd machen zu können; das Escherbabi kam ins Haus. Die Eifersucht der beiden Mägde brachte dem Herrn jedoch nur Schaden und schlaflose Nächte. Auf den kommenden Gallustag entließ er beide, auch die treue Kathri; „aber es wollte ihm doch das Herz brechen, als sie am Montag Morgen bei ihm Abschied nahm und die Katze mit hochstehendem Stiel dieselbe den gewohnten Gang zum Pfister hinabbegleitete.“ Er war bekehrt: das Land überließ er dem Wirt, zog sich wieder in die Studierstube zurück und gründete mit einigen Freunden ein theologisches Blatt. Doch nun fehlte es an beiden Orten: die Freunde verliefen sich nach kurzer Zeit, die neue Köchin war zu scheu zum Regieren, der Wirt ließ das Lehen verlottern. Und eines Tags bauerte Pfarrer Isidor wieder selber. Er bauerte nicht nur: er zimmerte, schmiedete, schlosserte, trieb Handel mit allen Hausierern und trieb die Kühe selber auf den Markt. In der Predigt ging er mehr aufs Praktische, unterließ sie während dem Heuet,

betete nach der Messe häufiger um Erntewetter und brachte die Flurgänge zu neuem Ansehen. Langsam setzte sich bei ihm der Gedanke fest, 20 000 Franken zu erhasen; er wurde geizig. Den Neubau der Kirche wußte er zu hintertreiben, ebenso den neuen Kirchweg, der einige Schuh von der Pfarrmatte weggenommen hätte. Ein Freund redete ihm ins Gewissen. Nun verfiel er gar der Heuchelei: wenn er von weitem Besuch erblickte, sprang er ins Haus, um den Rock anzuziehen und ein Buch in die Hand zu nehmen, er hielt wieder mit im Leseverein und fehlte an keiner Konferenz. „Er konnte recht ordentlich über Pastoralfragen reden, aber doch wurde er erst recht warm, wenn von den Steuern die Rede war.“ An Simon und Juda starb der Pfarrer, und sein Testament brachte der Gemeinde großen Aerger.

So folgerichtig und wahrscheinlich hat Herzog nur einmal erzählt. In allem darf man ihn diesmal an der Wirklichkeit messen, das einzige, woran Herzog überhaupt gemessen sein wollte. Wiederum ist das Unfaßbare und Unausgesprochene eingefangen. Pfarrer Isidor wird zum Bauern, „ohne zu wissen wie, so ganz ungesinnet.“ Es gelang, weil Herzog sich auch hier an ein lebendiges Vorbild hielt und den Lichtkegel auf eine Seite davon richtete: es ist Pfarrer Johann Heinrich Zülly, sein ehemaliger Vorgesetzter in Eich, von dem er sogar die Manie des Uhrenhandels auf seinen Isidor übertragen hat. Alles ist geschaut, nichts frei erfunden: wie der Pfarrer eine Kirschflasche in die Vorratskammer hinaufträgt und schmunzelnd wieder die Stiege hinabkommt, so vergnügt, „als hätte er eine Tochter in ein Kloster oder gar ein Pfarrkind in den Himmel getan“; wie er in Panzer, Helm und Paukhandschuhen mit einem laubgefüllten Faß durchs halbe Dorf seinem Imp nachspringt; wie er in den Stall geht und die Schnur um die Sau wirft, zu messen, um wieviel sie zugenommen habe. Idylle und Satire, ein glatter und ein rauher Faden, sind hier zu einem schönen und nützlichen Tuch verwoben. Kaum daß Herzog von Zeit zu Zeit ein wenig trockene Moral kaut, — sie wird gerne mitverschluckt, da ja ein Pfarrer erzählt. Die böse Zeit

läßt er böse Zeit sein: daß des Pfarrers Tun und Lassen im konservativen „Bären“ anders beurteilt wird als in der liberalen „Eintracht“, ist heute noch so, scheint immer so gewesen zu sein; und nur bei den Eifersuchtsszenen zwischen der strammen Kathri und dem geschmeidigen Escherli wird ein Hellhöriger daran erinnert, daß in den gleichen Jahren (1862/1863) auf einem größern Schachbrett ein Jakob Stämpfli und ein Alfred Escher um die Gunst des Schweizervolkes spielten. Auch die neue bäuerliche Wirtschaftstheorie, „daß man die Butter verkaufen könne und daß Honig Geld wert sei“, weist in das 19. Jahrhundert. Der Wandel vom Geistigen zum Materiellen ist hingegen ein zeitloses Problem. Aber im Zeitlosen ist ein ganz bestimmter Raum festgehalten: so wirtschaftet ein Pfarrer nur in der Schweiz und auch da nicht überall. Die Menschen sprechen die deutsche Buchsprache — man soll sie auch jenseits des Rheins verstehen — aber sie sprechen sie so ungelenk und eckig, wie sie nur im hochalemannischen Munde tönt. — Wie Herzog das Sprichwort vom kleinen Finger und der ganzen Hand für seine Luzerner Amtsgenossen deuten soll, macht ihm großes Kopfzerbrechen: besitzt der Pfarrer Land, so kann er nicht ganz vom Bauern lassen, besitzt er keines, so ist er zugleich mit der Besoldung dem Volk und der Regierung verpflichtet. Und das Prinzip bleibt das gleiche: „die weltliche Herrschaft des Papstes und einige Jucharten Land für einen Landpfarrer.“

Diese letzte Seelsorgeerzählung zeigt deutlich, daß Herzog nicht an eine literarische Tradition gebunden war. An Vorbildern kannte er wohl einzig Gotthelfs Erzählungen, und diese waren auf protestantischem Boden gewachsen. Seine eigenen Pfarrgeschichten sind jedoch nur dem katholischen Empfinden voll verständlich; denn nur hier kannte und kennt man die beinahe sakrale Lebensordnung eines Pfarrhauses, in die sich jede Magd, jeder Knecht, selbst der Lehensmann einzufügen hat. Nur hier kennt

man auch die absolute kirchliche Autorität, der jeder Priester unterworfen ist. Wie groß dabei der Spielraum für einzelne Individuen und Charaktere ist, hat Herzog erst in seinen ungezählten Pfarrherrenbiographen voll ausgemessen.

Wenn in spätern Jahren ein Schweizerpriester, Heinrich Federer, in seinen Seelsorgeerzählungen „Jungfer Therese“ und „Papst und Kaiser im Dorf“ die gleichen Probleme wieder aufleben läßt, so darf auch hier nicht allzusehr auf die literarische Tradition gepocht werden.¹⁸ Federer kannte bestimmt Herzogs Erzählungen: sie wurden in der ganzen Innerschweiz gelesen. Aber der Vikar Keng hat seine eigene Jungfer Therese erlebt, so wie der Fridli seine eigene Jungfer Jacobe; daß bei Federer der „Kaiser“ oben aufschwingt, bei Herzog — allerdings nur im Buche — der „Papst“, ist im verschiedenen Charakter der beiden Schriftsteller, aber auch in den veränderten Zeiten begründet. Doch gerade das Doppelerlebnis beweist, daß hier nichts Zufälliges, sondern etwas Uraltes gestaltet wurde.

Herzog bleibt das Verdienst, der katholischen Erzählung Neuland erobert zu haben — unbekümmert um den scharfen Protest seiner Amtsbrüder. Das Beste schuf er dabei fast unbeabsichtigt, gleichsam als „humoristische Dreingabe“. Denn sein ganzes Schaffen liegt weniger auf der Linie des „Isidors“ als auf derjenigen des „Idealisten“, der seinen Amtsbrüdern erklärt: „Und wenn ich auch meine Finger fruchtlos abschreibe und mir einen frühen Tod zurede, so soll es doch meine Lust und meine Aufgabe bleiben, gegen diese Gleißnerei, diesen illiberalen

¹⁸ Herz, Hermann, Katholische Seelsorgeerzählungen aus der Schweiz. In: Die Bücherwelt. Bonn. XI (1914) 97 ff. — Wagner, Franz, Heinrich Federer, Der Mann und das Werk. Diss. Münster i. W. 1930. 37 f. — Flöck, Oswald, Heinrich Federer. Leben und Werk. Berlin 1938, XI und 121. — Birnbach, Franz Bernhard, Heinrich Federer. Seine Persönlichkeit und seine Kunstform. Diss. Bonn 1935. 39 f.

Liberalismus zu kämpfen bis in den Tod — und wenn ich allein sein sollte, Herr Kollega!" Der gleiche Kampfgeist sprüht auch aus den Dorfgeschichten. Hier aber hatte schon ein Größerer Vorarbeit, nein, Unübertreffliches geleistet. Im Schatten Gotthelfs war schlecht Bauerngeschichten schreiben. Als Seelsorgeerzähler jedoch ist Herzog selbst Vorarbeiter. Ein Nachfahr, der lebendiges und umfassendes Seelsorgeerlebnis zur Kunst gestaltet, blieb immer noch aus.

Bauerngeschichten.

„Der Luzerner Jeremias Gotthelf": unter diesem volltönenden Namen wurde Xaver Herzog im Jahre 1934 plötzlich ans Licht gezogen.¹⁹ Eben hatten Walter Muschg (1931) und Werner Günther (1934) in ihren Gotthelf-Monographien den Versuch gemacht, den großen Berner der engherzigen Bewertung als „Volksschriftsteller" zu entziehen und den Menschheitsdichtern an die Seite zu stellen. Eine ähnliche Schilderhebung sollte nun wohl dem Luzerner zuteil werden. Denn auch die recht bescheidene Herzog-Kritik hatte bisher vor allem die außerkünstlerische Seite seines Werkes ins Auge gefaßt. Wahres Schöpfungsglaube glaubten nur wenige zu finden: sie schüttelten den Kopf ob solch nie gesehener Nachlässigkeit der Form. Und doch schien selbst in ihr etwas von Herzogs schöpferischem Atem verborgen zu sein: in der grammatikalisch-stilistischen Uebearbeitung der Neuausgabe verloren die Erzählungen viel an urwüchsiger Kraft und Schönheit.

¹⁹ [Rusch, Joh. Bapt.], Der luzernische Jeremias Gotthelf. In: Schweizerische Republikanische Blätter. 1934 Nr. 39 (21. April). — Dem Verfasser des Artikels waren wahrscheinlich keine Herzog-Schriften zugänglich. („Weil der ‚alte Balbeler‘ als ‚liberal‘ gegolten hat, wurde er totgeschwiegen"!!) Laut persönlicher Mitteilung stützte er sich auf gelegentliche Hinweise des ehemaligen Literaturgeschichtslehrers an der Stiftsschule in Disentis, P. Maurus Carnot.

Otto von Greyerz war wohl der berufenste Kenner, um Herzogs angebliche Ebenbürtigkeit mit Jeremias Gotthelf ins rechte Licht zu rücken.²⁰ Er las alle ihm zugänglichen Herzog-Schriften und pilgerte nach Beromünster, das Stammland der herben Kunst kennen zu lernen.²¹ Auch er tadelte verwundert Herzogs literarischen Wildwuchs: nichts sei planmäßig angelegt, nichts kunstfertig ausgeführt, nichts im sprachlichen Ausdruck überlegt, gewählt oder gar ausgefeilt. Und so weit der Luzerner die zeitgenössischen Schweizererzähler, von Gotthelf und Keller abgesehen, an sprudelnder Originalität und echtem Volksgeist übertreffe, so sei doch nicht einer, der sich ein so ungehobeltes, fehlerhaftes Deutsch zu schreiben erlaubt habe wie er. Ganze Abschnitte aus jenen Erzählungen, die in schweizerischen Verlagsanstalten erschienen, ließen sich als „abschreckende Beispiele in einem Uebungsbuch für Sekundarschüler verwenden.“ Und dennoch sei der Vergleich mit dem großen Berner gerechtfertigt; der Unterschied liege nur im menschlichen und dichterischen Format. „Herzog ist ein kleiner Gotthelf“, beschließt Otto von Greyerz seine Untersuchung. „Das soll nicht als Herabsetzung verstanden werden. Es gibt unter allen Schweizerdichtern wenige, die man mit Gotthelf vergleichen kann. Franz Xaver Herzog muß man mit ihm vergleichen, mit ihm und keinem andern. Das ist eine seltene Ehre, eine Ehre, die auch den Anspruch auf einen Platz in unserer Literaturgeschichte rechtfertigt.“

²⁰ Greyerz, Otto von, Franz Xaver Herzog. Ein katholischer Zeit-, Streit- und Schreibgenosse Jeremias Gotthelfs. In: Der kleine Bund. Literarische Beilage des „Bund“. 1934 Nr. 49 (9. Dezember) 385–391. — Herzog zeichnete Briefe und Werke immer mit dem einfachen Vornamen „Xaver“ und ist deshalb zu Unrecht in vielen Bibliographien und Bibliothekskatalogen unter dem vollen Namen „Franz Xaver“ angeführt.

²¹ Persönliche Mitteilung von Herrn Dr. Edmund Müller-Dolder in Beromünster.

In zwei Jahrzehnten (1835—1854) hat Gotthelf sein ungeheures Werk geschaffen. Herzog veröffentlichte zur Zeit der Freischarenzüge seine ersten politischen Broschüren, streute zehn Jahre später (1854) unter die Aufsätze des „Luzernerbieters“ eine Kalendergeschichte und schrieb nun, da er auch als Erzähler Anklang fand, unentwegt weiter bis zu seinem Tod im Jahre 1883. Was er während dieser vierzig Jahre an „Literatur“ zu Tage förderte, beschränkt sich auf elf verhältnismäßig kleine Erzählungen in Buchform und auf drei Dutzend Kalendergeschichten. Die Beiträge zum „Unterhaltungsblatt der Botschaft“ in Klingnau und zum „Zuger Kalender“, dem er am längsten treu blieb, wurden schon ab 1870 immer wertloser. Die Vollkraft der Jugend hat Pfarrer Herzog nicht dem Schreiben gewidmet. Der Ballwiler Kirchenbau und die Betreuung seiner kleinen Pfarrgemeinde sind nur ungenügende Entschuldigungsgründe für die Magerkeit seines Werkes. An Schöpferkraft fehlte es ihm nicht; was er in kurzen Stunden hinwarf, gelang in jungen Jahren vorzüglich. Man kann sich der Ueberzeugung nicht erwehren; der alte Balbeler war bequem; bequem wenigstens im Schreiben. Doch was er seiner Gemütlichkeit abgerungen hat, ist lesenswert.

Die köstlichste Gestalt, die der Pfarrer in seinen Dorfgeschichten schuf, ist und bleibt — wiederum der Pfarrer. Mit den Seelsorgeerzählungen gab er das Persönlichste aus der Hand. Je weiter er sich aus dem eigenen Lebenskreis entfernte, — am weitesten dort, wo er dem „Manchestertum“ zu Leibe rückte — desto blasser wurden seine Gebilde. (Louis Schwindel. Luzernerbieter 1869). Herzog war ausgesprochen wirklichkeits- und gegenwartsverhaftet. Sagenstoffe hat er, im Unterschied zum viel phantasiebegabteren Gotthelf, überhaupt nicht bearbeitet. Kleine Darstellungen aus der Vaterlandsgeschichte finden sich nur dort, wo sie ein Seitenstück zum Gegenwartsgeschehen bilden. Mit Vorliebe

wird etwa der Auszug glaubenstreuer Katholiken aus gewaltsam reformierten Gebieten den Sonderbundswirren gegenübergestellt. (Der Samichlaus unterm Nußbaum. Luzernerbieter XI 22 ff. — Der Kreuzweg. Ebda. VII 49 ff.).

Der Versuch, seine Dorfgeschichten nach Motiven zu ordnen, führt nicht weit. Vom Zufall und von der Laune bestimmt ist der Gang der Handlung, das Zusammenspiel der Personen, die Vertiefung in einen oder mehrere Grundgedanken.

Um aber im nachfolgenden Aufriß nicht nur Unbekanntes nachzuzeichnen, sollen hier jene Erzählungen, die wohl als die besten gelten dürfen, nach vereinfachten Leitgedanken in ihrem Inhalt wiedergegeben werden.

Es gibt kein Werk, kaum einen Aufsatz aus Herzogs Feder, in dem das politische oder das durch den politischen Umschwung bedingte Geschehen keine Rolle spielt. Seine Erzählungen sind fast durchwegs *Zeitsatiren*, Parodien auf die Vorgänge des öffentlichen Lebens.

Als Spottgeschichte und nicht als Idylle, wie es immer geschah, muß auch *Der Samichlaus unterm Nußbaum* (Luzernerbieter XI 1858 3—72) gewertet werden; denn Zug um Zug wird hier die Aufhebung der luzernischen Klöster parodiert.

In den meisten Erzählungen sammelt sich der Spott über die Zeitgenossen in der Person eines Titelträgers. Die Seelsorgeerzählungen, „Der Leutenant“, „Peter Schlänggi“ und fast sämtliche Beiträge zur Zuger „Prattig“ sind *Charaktersatiren*:

Der Leutenant. Eine Erzählung in fünf Tempo. (Von Matt, Stans 1862. 214 S.) Hans Vogel von der Egg hat sich im Militär zusammen mit den Epauletten ein hochfahrendes und liederliches Wesen angeeignet. Der alte Egger muß machtlos zusehen, wie sein Haus zu einem stolzen Bau umgezimmert wird und der ob der Stubentür eingeschnitzte Haussegen für immer verschwindet. Des Altrichters Agi wird von seinem Vater ins Kloster Marienthal versorgt, weil es dem Egger nachtrachtet. Nur widerwillig fügt es sich zuerst der strengen Zucht, aber bereits nach einem Jahr weigert es sich, nach Hause

zurückzukehren. Wütend über solche „Weiberflänzen“ verläßt der Altrichter Marienthal und droht den zitternden Klosterfrauen mit obrigkeitlichen Maßnahmen. Agi muß nachgeben, und schon bei der nächsten Schlotterten, wo es zusammen mit dem Egger Pate steht, öffnen sich seine Augen wieder für Welt und Leutnant. Hans bereut in seiner Nähe die Liederlichkeit, doch eine einzige Nacht, die er mit des Richters Lisi zubringt, macht ihn für das ganze Leben unglücklich.

Eveli, oder: Wie es Einem am Heirathen schaden kann, wenn er in der Kirche nicht schön thut (Zuger Kalender 1862). Karl Näppli, ein Zugewanderter, wirbt um des Wagners Eveli. Nicht weil er Zigarren raucht und einen Schnauz trägt, auch nicht wegen seiner neumodischen „Schlitzhose“, wie es der Dorflehrer in einer gewandten Wirtshausrede haben will, ist er dem alten Muß (Hieronymus) nicht genehm, sondern weil er sich in der Kirche schlecht aufführt. Tatsächlich muß Näppli das Dorf Schabigen schon nach kurzer Zeit mit Schimpf und Schande verlassen, und Eveli stirbt an gebrochenem Herzen.

Wie ein Ungläubiger durch eine Kuh auf vernünftige Gedanken gebracht worden ist. (Zuger Kalender 1863). Dem Handwerksgehilfen Wilhelm ist in der Fremde das Licht der Aufklärung aufgegangen und er hat dem Glauben abgeschworen. Doch Furcht und Schrecken vor einem nächtlich-wandernden Licht führen ihn zur Kirche zurück.

Der blinde Vater (Zuger Kalender 1864). Der alte Beckeler Baschi hat ein Auge auf des Strumpfbabis Bäbi. Um es bei sich im Dorf zu haben, nötigt er den Sackweber Andreas zur Aufnahme in sein Haus. Dort zu Besuch spielt er nun den fröhlichen Witwer, zu Hause aber, bei den eigenen Töchtern, den alten Griesgram. Mit seinem Sohn Wisel geht er bald gemeinsam „z'Kilt“ und auf die Märkte, bis sich Wisel plötzlich aus dem Staube macht. Er hat sich auf des Vaters Heimwesen Titel ausstellen lassen und des Sackwebers Leni in Not und Schande gebracht.

Der Eseltoni, oder wie einer ein Bote werden kann und um sein Sach kommen (Zuger Kalender 1865). Toni vom Möösli, ein Schuldenbäuerlein, kann gut lesen und schreiben und möchte daher Posthalter werden. Nachbar Gruber leistet ihm Bürgschaft und läßt sich dafür 1000.— Franken auf dem Möösli gutschreiben. Ein Konservativer bekommt jedoch das Amt. Gemeindepräsident, Schreiber und Toni sabotieren deshalb die

„eidgenössische Post“ und leeren nächtlicherweise den Briefkasten. Toni wird schließlich Bote, zieht täglich mit dem Eselswägeli in die Stadt, vertut fremdes Gut und nimmt Geld auf beim Nachbarn. Um den Rest seines Vermögens kauft er ein Roß, schirrt es ins „Landeli“²² und zieht stolz seinem Dorf zu. Am untern Tor springt aber einer vor, reißt dem Gaul den Schwanz aus, zieht ihm die falschen Ohren weg: es ist ein Maulesel. Eseltoni bleibt fürderhin daheim und wird ein rechtschaffener Bauer.

Peter Schlänggi der Ratsherr oder Freiheit und Religion. Eine Erzählung aus der Schweiz (Räber, Luzern 1867. 187 S.). Klän, vor alters ein abgelegener Ort mit vielen Weilern, hat sich als eigene Gemeinde konstituiert. Peter Schlänggi wird Ammann und Ratsherr; denn er ist jung, reich, redegewandt und läßt sich zu allem gebrauchen. Gnagi, der sein hochversichertes Haus in Flammen aufgehen ließ und sich dafür ein Wirtshaus baute, ist sein Ratgeber. Die Kläner erhalten schon bald durch Schlänggis Vermittlung Subventionen zu einem eigenen Schulhaus und zu einer neuen Straße. Aus dem Holz, das die Konservativen für eine Pfarrkirche anschaffen, wird ein Schützenhaus errichtet. Bei der Abstimmung über die Klostersaufhebung spricht Schlänggi das große Wort. Schon tief in Schulden, baut er sich ein prächtiges Haus, während Bäbi, seine Frau, kaum das Nötigste besitzt für den Haushalt. Der Konkurs wird über ihn verhängt, gleichzeitig geht bei den nächsten Wahlen die Führung an die Konservativen über. Schlänggi tritt bei einem Juden in Dienst, veruntreut fremdes Gut und wird eingesperrt. Vor Gericht jedoch droht er, Eröffnungen zu machen über die ehemalige Liquidationskommission der Klostersaufhebung, und sein Prozeß wird daher von der Obrigkeit niedergeschlagen. Reumütig kehrt er nach Hause zurück und läßt sich sogar als Sakristan an der endlich erbauten Pfarrkirche anstellen.

In allen diesen Erzählungen hört man das boshafte Lächeln eines in die Opposition Gedrängten, der mit der Zeit und ihren führenden Männern nicht einverstanden ist.

²² Schweizerisches Idiotikon III 1312: Landen = Deichselstange, Deichsel. Herzog verwendet das Wort nur im unumgelauteten Diminutiv: Landeli. (Luzernerbieter IX 29: ich möchte auch sehen, wie die Mähr im Landeli lüff; Zuger Kalender 1865 24: er hatte an sein Wägelein ein Landeli gemacht und zog es nun persönlich).

Verbissener Ernst wechselt mit drolligem Schwank. Die Menschen gehen vollends zu Grunde oder kommen in später Stunde zur Selbstbesinnung. Neben diesen Haltlosen stehen nun jene, die tapfer kämpfen in kleinen Versuchungen und großen Gefahren. Es sind die Erzählungen der Geprüften.

Des Hinterländers seine Reise an den eidgenössischen Schießet in Luzern (Luzernerbieter II 1854 25—55). Franz ist ein gutmütiger Mann; „ihm ist immer Angst, er habe entweder zu viel oder zu wenig gesagt.“ Deshalb hat er nicht widerreden können, als ihm vorgeschlagen wurde, am Schutzengelsonntag mit seinem Roß, dem Schäfli, nach Luzern an den eidgenössischen Schießet zu fahren. Erst nach Mitternacht kommen sie heim, der Franz mit Beulen im Kopf, die ihm die auf dem Wagen aufgehängte Freiheitstafel geschlagen hat; er ist zerknirscht wegen der verpaßten Sonntagsmesse, dem verschleuderten Gültli, dem hinkenden Schäfli. Doch Wiseli, seine Frau, tröstet ihn: sie wollen in Zukunft „d'Freud nid äne am Brüggli suchen.“

Wie's Babeli zu einem Mantel kommt (Luzernerbieter IX 1857 5—66). Die Wirtstochter im Einschenk hat an einem kalten Abend dem Hinterhäuslerliseli einen Mantel ausgeliehen. Seither träumt dieses nur noch von einem eigenen Mantel. Die Hinterhäuslerin hat nichts dagegen: als erste in Fridlingen soll aber Babeli, die Tochter des reichen Sidler, dem sie noch schuldig sind, mit einem Mantel aufrücken. Babeli ist sofort dafür eingenommen, und der alte Sidler gibt schließlich nach. In der Weihnachtsnacht erscheint es in einem funkelnagelneuen Ueberwurf. Die neidischen Wirtstöchter sinnen auf einen Streich: Student Meier soll beim Kirchenverlassen im Gedränge Babeli den Mantel entreißen. Meier vergreift sich aber an der Frau Doktorin, muß Abbitte leisten, und Babeli, das sich viele Feinde zugezogen hat, bereut seine Eitelkeit.

's Seppeli's heimliche Gedanken (Zuger Kalender 1858). „Wenn ich doch nur beim Pfarrer könnte Untermeitli werden!“ denkt das Seppeli, wie es vernimmt, daß dort alle schon nach kurzer Zeit zu einem Mann gekommen sind. Doch kaum ist Seppeli im Pfarrhaus, so sehnt es sich mit tausend Tränen wieder fort. In der Verwirrung des Herzens verspricht es einem alten Witwer die Heirat, erkennt aber rechtzeitig,

daß er es nur auf seine Ersparnisse abgesehen hat, und ist von seinem Wahn geheilt.

Marie die Büsserin. Eine Novelle (Stettner, Lindau 1860 234 S.). Die Armenhausbehörde der Gemeinde Miesch ist ratlos: solange der Pfister und die Harschiererin (Landjägersfrau) im „Heimweh“ hausen, wird dort keine Ordnung einziehen. Doch niemand will die beiden Unverbesserlichen zu sich nehmen. Um wenigstens die Kinder dem Verderben zu entreißen, wird Marie als Lehrerin angestellt. Sie wurde, eine unbekannte Tochter, eines Tags in ihre Heimatgemeinde abgeschoben. Dort büßt sie nun neben den rauen Insassen des Armenhauses für ein Leben vergangener Lust und Freude und hat vor ihrem Tode das Glück, ihre uneheliche Tochter als Ordensschwester wiederzufinden.

Louise oder eine gemischte Ehe (Räber, Luzern 1873. 122 S.). Louise hat in einem Pensionat die französische Sprache und die feinen Tournüren einer gebildeten Tochter erlernt und heiratet nun einen fremden Zigarrenhändler. Er ist Protestant und hat ihr für die Ausübung ihres Glaubens und für die katholische Erziehung der Kinder nur ungewisse Zusicherungen gegeben; denn seine Schwester, die sein Unternehmen finanziert, ist eine fanatische Pietistin und bringt es in der religiösen Unduldsamkeit so weit, daß Louise nach zwölf Jahren ihren Mann verläßt. In Armut und geistiger Umnachtung lebt sie zusammen mit ihrer Mutter, die von der Schwiegertochter — einer Katholikin! — aus dem Hause gejagt wurde. Erst nach langen Jahren, bei der plötzlichen Begegnung mit ihrem Sohne, wird Louise von ihrem Wahnsinn erlöst.

Zwei weitere, eher schwache Erzählungen in Buchform sind Gemälde der **Reinheit**.

Der Götli (Schiffmann, Luzern 1862. 229 S.) verkörpert im Luzernerbiet jenen Schlag Junggesellen, die zugunsten des Familienjüngsten auf die Heirat verzichten, damit der Hof ungeteilt bleibe. Sie sind bei aller Wunderlichkeit hochgeachtet, gelehrter als der dünnkelhafte Lehrer, frömmer als der liberale Pfarrer, mit einem Wort: der Rückhalt aller Gutgesinnten in der Gemeinde.

Stöffelli, der Pfistergeselle (Ingenbohl 1870. 177 S.), ist das Musterbeispiel eines wandernden Handwerksburschen. In der Frömmigkeit und Einfalt seines Herzens entgeht er in

der Westschweiz glücklich den Fangarmen eines politischen Vereins, findet in Koblenz (Kolping!) seine wahren Gesinnungsbrüder, in Freiburg i. Ue. eine fromme Braut und kehrt unverehrt an Leib und Seele ins Vaterhaus zurück.

Es ist offenbar, warum man Herzog an Gotthelfs Seite stellte. Selbst in der Wahl der Motive scheint er von ihm abhängig. „Stöffelis“ politische Erlebnisse im Waadtland sind dieselben wie in „Jakobs Wanderungen“; „Louise“ ist ein eitles Frätzchen und kommt mit dem Zigarrenhändler ins Unglück wie die Elisi ab der Glungge im „Uli“ mit ihrem Bauwollenen; „Peter Schlänggi“ kennt die „Wahlängsten und Nöte des Herrn Böhneler“; der „Eseltoni“ sucht sich seines entehrenden Namens zu entledigen durch den Ankauf von Hund und Pferd wie der Eselmann durch eine Geiß im Neuen Berner Kalender für das Jahr 1842; der „Ungläubige“ Wilhelm und „Doktor Dorbach der Wühler“ werden beide durch einen nächtlichen Spuk vom Aufklärungswahn geheilt, und die „Verfehlte Spekulation“ im Zuger Kalender von 1875 erscheint beinahe als Inhaltsangabe von Gotthelfs „Geltstag“.

Doch ganz abgesehen von der Motivarmut und -ähnlichkeit der Bauernromane überhaupt,²³ ist kaum anzunehmen, daß Herzog alle, auch die kleinern Erzählungen des Berners gelesen hat. Was ihm aber von Gotthelfs Schrifttum unter die Augen kam, das hat er heißhungrig verschlungen, überall angepriesen, grundsätzlich gewogen und, wo in ihm der Widerspruch sich regte, sogar kühn verworfen. Gerade die Auseinandersetzung mit Gotthelf, wovon leider nur noch drei Briefdokumente vorhanden sind,²⁴ umreißt scharf die Kerngedanken seines Wirkens und Wollens.

Im Jahre 1844 wurde Herzogs Predigt der Sempacherjahrzeit gedruckt. In der Freude, sein Wort zum ersten-

²³ Roggen, Emil, Die Motive in Auerbachs Dorfgeschichten. Diss. Bern 1913. 11.

²⁴ Vgl. Anhang.

mal schwarz auf weiß in Druck zu sehen, schickte der junge Pfarrer ein Exemplar an Jeremias Gotthelf. Es wurde freundschaftlich aufgenommen, und deshalb wanderten — wie bereits erwähnt — auch die beiden Erzeugnisse des folgenden Jahres, das „Leben des Joseph Leu“ und die „Achtzehn neuen, lustigen Briefe“, in den Lützelflüher Pfarrhof. Gotthelf rühmt in seinem Antwortschreiben vom 15. Oktober 1845 die Briefe: „Das wäre der wahre eidgenössische Geist, der proklamiert werden sollte von jedem Hoger herab.“ Gerne möchte er mit Gegengeschenken aufwarten. Was er aber im vergangenen Jahr geschrieben, sei zu scharf in die Wunden dieser Zeit [er spricht wohl vom „Herrn Esau“!]; indessen komme in den nächsten Wochen etwas, das jeden Falles auch nicht an übertriebener Süßigkeit leide [„Der Geltstag“].

Dem Luzerner Pfarrer kann aber kein Pfeffer zu scharf, kein Essig zu sauer sein, die dem Radikalismus eingetrichtert werden; und nichts, auch nicht Gotthelfs Werk, ist ihm in religiöser Beziehung grundsätzlich genug. Frank und offen schreibt er ihm darüber:

„Ich darf . . . nicht zurückhalten, was mir schon früher aufgestossen ist bei Lesung ihrer Schriften . . . nämlich: sie scheinen mir auch gar zu wenig dogmatisch zu sein, man sieht gar nicht, daß ein evangelischer Geistlicher, dessen ganze Erscheinung und Bedeutung doch auf dem positiven Boden des Christentums ruht, der Verfasser ist. Aber nicht nur das; Sie reden von der Kindertaufe, als ob sie weder biblisch noch zur Seligkeit notwendig sei, ja, um alles zu sagen, glaubte ich aus der Erzählung des Schulmeisters Frau über das Christkind, — eine sehr schöne Allegorie — Sie des Pantheismus, der Hegelschen Schule verdächtig zu erklären . . . Da nun aber der Kampf der Zeit kein anderer ist als zwischen Glauben und Unglauben, so scheint mir nicht gut, diesen ersten und Kardinalpunkt zu umgehen . . .“

Herzog legt also angriffslustig den Finger auf einen Punkt in Gotthelfs Werk, der auch noch von der heutigen Kritik lobend oder tadelnd umstritten wird. Gotthelf

selbst neigte unter dem Druck des kirchenfeindlichen Zeitgeistes immer mehr der Ansicht zu, der Prediger müsse in der Auslegung des Bibelwortes die „Ausdrücke bezeichnender“ gebrauchen, und er bekannte sich in späteren Jahren zur notwendigen Einsicht, „daß des Christentums Geist in bestimmte kirchliche Formen zu fassen sei.“²⁵ Es ist möglich, daß Herzogs Brief unbeantwortet blieb, da Gotthelf einer nutzlosen Auseinandersetzung zwischen konfessionell geschiedenen Amtsbrüdern ausweichen wollte. Sah er doch weniger auf die Lehren als auf die Früchte, die sie zeitigten!

Herzog hingegen kämpft und schreibt „mit dem Dogma auf der Faust“; und eher würde er auf das Titelblatt des „Katholischen Luzernerbieters“ noch „Jesuit, römisch und ultramontan“ drucken lassen, als daß er nur ein Jota vom „katholischen“ fallen ließe.²⁶

Im Mittelpunkt seiner Erzählungen steht daher — wie in seiner Publizistik — der Kampf der Kirche um ihre Rechte und um die Reinheit ihrer Lehre.

Es war ein heute noch beliebtes Schlagwort der Zeit, die Auswüchse des Radikalismus damit zu entschuldigen, daß das Volk „politisch nicht reif“ genug sei, „um die Freiheit ertragen zu können.“²⁷ Herzog geht tiefer; er sieht den Grund des verwirrten öffentlichen Lebens in der gefährlichen Aufspaltung des Menschen in Bürger und Christ.

Gebe es ja Staatsmänner, „die in der Kirche zwar beten und beichten wie ein ordinärer Christ, auf dem Büro aber sich ganz und gar nichts anmerken lassen, daß sie getauft sind, und Reden halten, als ob sie noch in keiner Kirche gewesen wä-

²⁵ Vgl. die Briefe an Burkhalter (27. Okt. 1840) und an Hagenbach (16. Juli 1842), angeführt bei: Guggisberg, Kurt, Jeremias Gotthelf, Christentum und Leben. Zürich und Leipzig 1939 37 f. Herzogs Vorwurf eines scheinbaren Pantheismus hält Guggisberg nicht für ganz unberechtigt. (S. 100).

²⁶ Luzernerbieter X 42.

²⁷ Guggisberg, a. a. O. 31.

ren!"²⁸ Was ein rechter Leutnant ist wie der Hans ab der Egg, huldigt dem Grundsatz, „die Religion sei eine Montur, die man an- und ausziehen könne; eine ‚Chrätze‘, die man daheim, etwa an Sonntagen, anhabe.“²⁹ Der Schritt ist nicht weit zur Vorstellung: „könne man im blauen Röckli keine Religion haben, so könne man es auch in Bürgerkleidern.“ Und es fehlt nur noch, daß der Flaumbärtige einige zügige Schlagwörter aufschnappt, mit denen er seinen Glauben „philosophisch“ begründen kann, so fällt die „Chrätze“ völlig vom Buckel.

Durch Herzogs kleine und große Geschichten gewinnt man den Eindruck, daß die Ideen des deutschen Idealismus und der französischen Revolution erst um die Jahrhundertmitte das Volk ganz durchsäuert hatten. Sie wurden in gefälligen Münzen ausgeprägt, mit denen jeder Handwerksbursche großtuerisch im Sacke klimpern konnte. Vor ihrem falschen Klang zu warnen, wird Herzog nicht müde. Vollendet in ihrem Gebaren sind alle jene Halbgebildeten und Aufklärungssüchtigen, die er aufspazieren läßt, voran den ungläubigen Wilhelm, „der durch eine Kuh auf vernünftige Gedanken gebracht worden ist“:

Er ist weit gereist, in Deutschland und in allen Schweizerstädten — „versteht sich!“ — und imponiert den Bürgern von Hinterbein als guter Arbeiter. Der Liebesbrief an die „holde Emula Klingel“ beweist, daß ihm selbst die schöne Literatur nicht unbekannt geblieben ist. Wenn ihn aber ein Hinterbeiner am Sonntag ab der Kirchhofmauer in den Gottesdienst locken will, so streicht er sich bedächtig den Schnauz und meint: die können ihm Dominus vobiscum und Kyrie eleison machen, solange sie wollen, die arbeiten nicht für ihn und geben ihm nix an seinen Tabak. Er wolle ihnen auch einmal predigen und sie fragen: „Hören Sie ämol, warum sind denn die Reformierten überall die G'scheitere . . . und warum sind sie so reich, so millionärisch, und warum steht das ungläubige England an der Spitze und zu oberst, überall wo etwas losgehen tut!“ In der Werkstatt doziert er den Gesellen aus seiner Genesis: wenn er seinen Schleifstein im Wasser stehen lasse, so gebe es kleine Tierchen, die doch gewiß aus sich selber entstanden und

²⁸ Leutnant 34.

²⁹ Ebda. 50.

nicht von Gott erschaffen seien, und so könne es auch im Anfang gewesen sein!³⁰

Der Kalenderleser erkennt den leichten Vogel sofort an seinem neumodischen Gefieder: am Schnauz, am glattrasierten Hinterschädel, an der Tabakspfeife, an der Sonntagshose, die er auch an Werktagen trägt. Er schlägt ein großes lateinisches Kreuz, anstatt, wie die Bauern, Stirn, Mund und Brust zu bezeichnen, und an Sonntagen wartet er vor dem Gottesdienst im „Einschenk“, bis die Predigt vorüber ist. Im „Leutenant“ ringen Vater und Sohn wochenlang, hartnäckig und ohne ein Wort zu verlieren um den Nagel am „Zythüsli“, wo der alte Egger seit fünfzig Jahren jeden Abend das „Noster“ (Rosenkranz) aufzuhängen pflegt, während nun Hans in der Abwesenheit des Aetti es allmorgentlich durch die Tabakspfeife ersetzt. Der Bruder Jost, ein politisch Lauer, beendet schließlich den Streit und hängt „als Symbol der richtigen Mitte und des Liberalismus, des zeitgemäßen Fortschrittes, den Schuhlöffel an den Nagel.“³¹

Die beliebte Gegenüberstellung von kirchlichen und weltlichen Dingen, von Rosenkranz und Pfeife, von Kirche und Wirtshaus, von Kloster und Exerzierlager, hat aber nicht nur symbolischen Charakter. Die Zugehörigkeit zur Kirche soll als tatsächliche Heilsnotwendigkeit erkannt werden. Solange Marie die Büsserin Vergangenes bereuend nur ihre Alltagspflicht erfüllt, solange Peter Schlänggi nur rechtschaffener Bürger bleibt, solange der Leutenant nur leichtsinnige Gesellschaft meidet, ist keine Gewähr gegeben für eine wahrhafte Besserung. Erst wenn der Mensch wieder mit der Kirche in Berührung steht, erwacht das neue Leben in ihm. Man kann bei Herzog von einer eigentlichen Verkirchlichung des Menschen sprechen, die Andersgläubige leicht abstößt, da sie nur die Aeüßerlichkeiten des Vorganges erkennen können; et-

³⁰ Zuger Kalender 1863.

³¹ Leutenant 148.

wa, daß der Götli jeden Sonntag in der Kirche vorbetet, daß Marie die Büsserin ihren Willen ganz der Leitung eines Vikars unterstellt, daß Peter Schlänggi, der erst noch seine Tage im Wirtshaus verhockte, Sakristan wird, daß überhaupt nur jene Dorfbewohner zu den Rechtschaffenen gezählt werden, die sich um den Pfarrer oder um den Organisten scharen. Im tiefsten Sinne will aber Herzog dadurch seinem „unmystischen“ Zeitalter den wahren Charakter der katholischen Kirche als ausschließliche Vermittlerin der heilsnotwendigen Gnaden vor Augen halten.

Die Kirche ist also der eine Pol, um den die Erzählungen kreisen. Der andere ist die P o l i t i k.

Herzog suchte dem Einfluß des öffentlichen Lebens auf den Einzelmenschen nachzuspüren wie ein Arzt einem verborgenen Seelenleiden. So schreibt er im oben angeführten Brief an Gotthelf: „Ich kann mich gegenwärtig noch nicht in eine radikale Seele hineindenken und wäre froh, Sie könnten uns einige Portraits liefern und den psychologischen Prozeß des Radikalismus andeuten.“ Dem politischen Menschen galt Herzogs Interesse, dem Individuum als Glied der staatlichen Gemeinschaft. Erzählungen wie Gotthelfs „Anne Bäbi Jowäger“, wie „Uli der Knecht“, wie „Geld und Geist“ und manche andere, die an und für sich auch in einem monarchisch regierten Lande spielen könnten, gibt es bei Herzog nicht; anders gesagt: seine Menschen sind in erster Linie Bürger, die ein aktives und passives Wahlrecht besitzen und einer bestimmten Partei angehören. Auch in einer Kalendergeschichte, wo es nur um den Manteltraum eines jungen Mädchens geht, wird ausdrücklich gesagt, daß das Babeli „rot“ war, „numme z’rot für ein Weibervolk“. ³² — Sosehr beurteilt Herzog alles vom parteipolitischen Standpunkte aus, daß er im „Melancholiker“ unter dem Titel „Rot und Schwarz“ eine ganze kultur- und gesell-

³² Luzernerbieter IX 27.

schaftskritische Schau seiner Zeit und seines Landes zu geben versucht.

Die parteipolitische Lage in den einzelnen Erzählungen ist selbstverständlich jene nach dem waffenerzwungenen Umschwung von 1847. Das neue Beamtentum und die neuen, noch unter dem eidgenössischen Bajonett gewählten Vertreter des Volkes bestimmen das öffentliche Leben. Richter und Räte wohnen im Dorf, betreiben neben ihren gehäuften Beamtungen meistens auch eine Wirtschaft und rekrutieren ihren Anhang aus den Intellektuellen und den kleinen Leuten. Nicht selten wird das Ferment des Radikalismus, d. h. der Schlechtigkeit, durch die Freizügigen ins Dorf gebracht. Rings auf den Höfen aber sitzen die reichen Bauern, die Altrichter und abgesetzten Großräte, die mit einem Teil der alteingesessenen Handwerker das katholisch-demokratische Prinzip vertreten. Verbindungsmann ist etwa ein Schmied, „welcher die roten und die schwarzen Rosse beschlägt.“³³ Der Pfarrer, der in fast keiner Erzählung fehlt, bekennt sich bald zur neuen, bald zur alten Richtung; meistens ist er liberal!

Landschaftlich wie politisch hat Herzog das Dorfleben von Beromünster mit dem Leben in den Einzelhöfen des südlichen Seetals verbunden. Im Kanton Luzern unterscheidet sich die Hofsiedelung des Südens auch heute noch sehr deutlich von der Dorfsiedelung jener Gegend, die etwa nördlich der Linie Hohenrain, Hochdorf, Neudorf, Sursee und Zell liegt.³⁴ Herzog ist nun ausgesprochen ein Kind des Dorfes, und zwar des bestimmten Marktfleckens Beromünster mit seinem Oberdorf und seinen beiden Hintergassen, mit einer zentral gelegenen Schmiedbrücke, mit der obern und untern Pfisterei und den drei Brunnen, wo sich die Mägde treffen. Auch die

³³ Ebda. II 34.

³⁴ Moos, Hans, Die Einzelhöfe im Kanton Luzern. S.-A. aus: Forschungen auf dem Gebiete der Landwirtschaft. Frauenfeld 1902. 5.

liberale Mehrheit in Hinterbein, Schabdorf, Kirchheim und wie sie alle heißen, entspricht der damaligen politischen Lage Beromünsters. Aber so wie die katholisch-demokratische Opposition unter der zerstreut wohnenden Bauernschaft des Hochdorferamtes verankert war, so wohnen alle Volksmänner in Herzogs Erzählungen auf ihren Höfen oder in einem Weiler, wie er eingangs zum „Babeli“ geschildert wird:

„Der Schauplatz unserer Geschichte ist Fridlingen, ein einsamer Weiler, so circa eine halbe Stunde von drei Pfarrkirchen entlegen. Fünf Häuser haben sich da angesetzt seit unvordenklichen Zeiten und leben miteinander in ungetrübtem Frieden, Weiberhändel ausgenommen. Das Haus unserer Heldin steht, wie der König im Kegelries, in der Mitte und thront über alle andern, da es zu oberst auf einem Hügel steht.“³⁵

Die große, familien- und volkserhaltende Bedeutung der reichen und schön abgerundeten Bauerngüter hat Herzog nicht übersehen.

Es war Brauch, daß von mehreren Brüdern nur einer heiratete, „und zwar gewöhnlich der jüngste; die ältern waren froh, dem Heiraten entronnen zu sein. So hieß es denn am End, wenn der jüngste den Dreißig zusegelte: ‚der Chli chönnt doch hürote‘; nicht so fast, damit für das Hauswesen gesorgt sei, denn dieses war einfach, sondern damit s'Geld bei einander bleibe und der Stamm nicht aussterbe.“³⁶ Um nun ein Exemplar der wunderlichen, aber für Haus und Gemeinde so segensreichen Junggesellen wenigstens „im Weingeist der Erzählung“ aufzubewahren, schrieb Herzog den „Götti.“³⁷

Zwischen diesen beiden Elementen nun, zwischen Dorf und Weiler, zwischen Liberal und Konservativ, zwischen dem aufgezwungenen Beamtentum und dem Volk, spielt also der Kampf. Bevor die Geschichte angeht, muß die politische Lage der Gemeinde umrissen werden. Dies

³⁵ Luzernerbieter IX 7.

³⁶ Götti 4.

³⁷ Vgl. Schwendimann, Johann, Die volkswirtschaftlichen Ideen in X. Herzogs Dichtung „Der Götti“. In: der Freischütz. Muri 1893 Nr. 47.

kann Herzog so meisterhaft, daß man ruhig sagen kann, die ersten Seiten seiner Erzählungen seien auch die besten. Man lese etwa das Eingangskapitel zum „Peter Schlänggi“:

Wenn man vor altem von A. nach B. fuhr, so war das wegen den abgelegenen und schlechten Straßen geradezu ein Wagnis. „Klän, oben auf dem Berg, auch kurzweg ‚Berg‘ geheißen, war der einzige Ort, der eine Art von Dorf hätte vorstellen können . . . Da waren zwei Häuser, aber drei Haushaltungen . . . des Kirchmeiers, brave Leute, nicht reich, aber häuslich, Vater und Mutter samt etwas Kindern. Unter dem andern Dach wohnten des Liris und der Trüllmeister, man hieß sie s'Gnagis. Rechts oben waren Hinter- und Vorderbiel, habliche Bauern, gehörten in den Steuerbrief Nullenegg, pfärrig auf Liesterbach, während hingegen der obere und der untere Wedel politisch zu Lampisried und kirchlich nach Annaberg gehörten. Nach dem mehr als eine Stunde entfernten Städtchen S. mußte der Bodensatz zur Kirche, gehörte aber zur Korporation Studen. In diesem Klän traf man an, was jetzt selten mehr ist, nämlich sog. Kreuzstraßen, wo Leichen sich kreuzten und man ‚Andre selte‘.“³⁸ Und erst wie der Gnagi eines Tags mit dem großen Wort „Eine eigene Gemeinde“ vom Städtchen heimkehrt, kommt das politische Rad in Schwung.

Diese fünfzehnseitenlange grundbuchartige Grenzreinigung soll aber Einleitung sein zur Geschichte des „Peter Schlänggi“, die „Brüge, das Gestell“, auf das der Held zu stehen kommt; sowie die Zerwürfnisse in der Armenbehörde der Gemeinden Miesch und Studen nur den politischen Rahmen bilden um die ganz unpolitische Gestalt der „Büsserin“. Man lese zum Vergleich, wie Gott-helf seine Erzählungen beginnt; etwa den „Bauernspiegel“: „Ich bin geboren in der Gemeinde Unverstand, in einem Jahre, welches man nicht zählte nach Christus“; oder den „Schulmeister“: „Peter Käser heiße ich, ein Schulmeister bin ich, und im Bett lag ich trübselig, näm-

³⁸ Das Schweizerische Idiotikon (I 314) enthält das Wort „andrêslen“ nicht in dieser Bedeutung. Die Großschreibung weist darauf hin, daß die Vorstellung des gleicharmigen Andreas- oder Schrägkreuzes mitspielt.

lich den 31. Juli 1836"; so wird klar, wie sehr bei Herzog das Ethos der Gemeinschaft dasjenige der Persönlichkeit in Schatten stellt.

Seine „Helden“ sind denn auch Durchschnittsmenschen im wahren Sinne des Wortes: sie tragen den Stempel aller jener an sich, die über und unter ihnen stehen. Sie werden in ihrem ganzen Tun und Lassen von der Gemeinschaft bestimmt und sind selbst wieder Mitschuldige an der Grundsatzlosigkeit ihrer Untergebenen. Um Louises schwanken Charakter zu verstehen, muß man ihren Vater kennen, und um diesen voll zu begreifen, muß man die Notabilitäten des Dorfes gesehen haben:

Vater Frei, der Kleinhändler, zeigt dies deutlich. „Er war, was seinen Charakter betraf, ein religiöser und konservativer Mann; doch ließ er in Religion und Politik fünf grad sein, so daß er auch einem Liberalen stimmen konnte, wenn er bei ihm den Rebsamen nahm, und daß er doch nicht in den katholischen Verein ging, weil hier ebenfalls viele seiner Kunden ihn bevogteten und er es mit ihnen nicht verderben wollte; hingegen ging er sogar an Werktagen in eine Kirche, und er hätte den Ultramontanismus noch weiter getrieben, wenn nicht unglücklicherweise der Präsident des katholischen Vereins nicht bloß Zigarren anfang zu verkaufen in seinem Papierladen, und sogar den Schulerbuben aufschwatzte, sondern auch Klee- und Esersamen auswog und zwar, wie einige haben wollten, eben so guten und noch billigern als unser Frei. Seither hat Frei in der Politik fast das Gleichgewicht verloren, und wenn nicht seine Frau gewesen wäre, wer weiß, ob er nicht mit Gamaschen und Händschen ins freisinnige Lager gezogen wäre.“³⁹

Ein solcher „Flütti“, wie Herzog sagt, fällt meistens in die Hand eines Ueberlegeneren. Das Verführermotiv spielt eine große Rolle. Verführer sind die Beamten, die sich durch Schmeichelei oder Drohung auf ihren Sesseln halten; es sind „gute Nachbarn“, die ihren eigenen Gartenhag erweitern wollen; es sind die Wirte, die von der Gemeinde ein Schützenhaus, eine Kilbi, eine an ihrem Hause vorbeiführende Straße erzwingen möchten.

³⁹ Louise 3.

Immer aber sind es Radikale, die den politischen Umschwung für den eigenen Sack auszunützen wissen oder die „Freisinnigkeit“ als „Freisinnlichkeit“ auslegen. Die Verführten werden durch die Politik genarrt.

Wie kommt es aber, daß alle jene, die sich aus eigener Kraft über das Mittelmaß der Umgebung erheben, etwas Blasses, Weltverlorenes an sich haben, während die vollständig *H i n a b g e s u n k e n e n* nicht lebendiger geschildert werden könnten! Wahre Prachtexemplare von Verlotterten, Verlumpten und Verganteten durchgeistern die Kalendergeschichten. Herzog kann es nicht verbergen: mit übersprudelnder Sinnenfreude hält er ihre Konturen fest. Man lese etwa „Marie die Büsserin“! Gilt unser Wohlgefallen nicht eher der lärmenden, listigen und allesübermaulenden Harschiererin als der abgehärmten, stillduldenden Marie? Hat der Götti nicht etwas Duckmäuseriges, Lebensverneinendes, der Stöffeli etwas Widrig-Frömmelndes an sich? — Wo Herzog das Schlechte darstellt, da tut er es im Lichte des Guten; wo er aber das Gute verklären will, verfällt er einer jansenistischen Nüchternheit. Wohl gibt er sich Rechenschaft, daß dem Volk nicht *u n e r r e i c h b a r e* *I d e a l e* vorgehalten werden sollen. Indem er nämlich daran geht, das innere Frohlocken der gedemütigten Büsserin zu schildern, hält er plötzlich inne und erklärt: „Wir kommen hier auf das Gebiet der Mystik, und da ich fürchte, nicht verstanden zu werden, so werde ich wohl wieder zur Prosa zurückkehren müssen.“⁴⁰

„Mehr Natur, weniger Uebernatur!“ möchte man manchmal rufen. Ist es nicht unbegreiflich, daß Herzog, trotz seiner Vorliebe für das Jugendalter, keine einzige wahrhaft anmutige Liebesgeschichte geschrieben hat! Wie viel weiser ist doch der „passionierte Heiratsstifter“ Gotthelf, der die *g a n z e* Natur des Menschen zu erfassen und zu lenken versuchte. Herzog erklärt zwar den

⁴⁰ Marie 198.

Puritanern unter seiner Leserschaft wiederholt, auch ein katholischer Priester könne seine persönlichen Erfahrungen besitzen, da man doch nicht gleich in den ersten Jahren schon Pfarrer werde, sondern dem geistlichen Stand „ein schönes Stück Weltlich“ vorangehen lasse.⁴¹ Aber wo er im „Leutenant“ von der Werbung reden muß, da sträubt und windet er sich vor Verlegenheit und gibt vor, die „Actus amoris“ einem andern zur Verarbeitung zugeschickt zu haben. Liebesgeschichten werden in kurzen Worten abgetan, völlig unter den Tisch gewischt oder allzugern ins Lächerliche gezogen. „Willst du heiraten, so tu es in Gottes Namen!“⁴² das ist Herzogs grundsätzlicher Rat, und wo zwei eine Ehe schließen, so deshalb, weil sie „einen guten Schick“ machen können. Gilt es aber, einen alten Witwer auf Freiersfüße zu stellen oder einer Sitzengebliebenen neue Hoffnungen zu machen, da springt die satirische Stichflamme hoch und Herzog ist in seinem Element.⁴³

Im gleichen Maße ist auch das Familienleben zu kurz gekommen. Die Familie ist im besten Falle eine Erwerbsgemeinschaft, wie sie etwa eingangs zum „Eseltoni“ geschildert wird.⁴⁴ Gewöhnlich werden die Türen zur Häuslichkeit nur dann geöffnet, wenn der Gatte heimkehrt vom Wirtshaushock oder von einem ruhm- und redereichen vaterländischen Treffen, wo der Gedanke an „Weib und Kind“ seine Brust erhob, seine Stimme schwellte — während er nun die zitternde Frau in die Küche weist, schwarzen Kaffee zu bereiten. Die Anzahl der Kinder ist bedeutungslos, Stiefeltern sind nicht selten, eine totgesagte Mutter kann, wie im „Peter

⁴¹ Leutenant 154.

⁴² Götti 7.

⁴³ Der blinde Vater (Zuger Kalender 1864). — Von den Stiefeltern (Sonntagskalender für Stadt und Land. Freiburg i. B. 1861 25 ff.). — Vom vergeblichen Katzenjammer eines alten Präsidenten (Luz. XVIII 17 ff.).

⁴⁴ Zuger Kalender 1865.

Schlänggi“, plötzlich wieder auftauchen und ein Schatten-dasein führen. Wie die Liebe, so erscheint auch das Familienleben gerne in der Verzerrung.

Für die kleinen Gemeinschaften des Lebens hat also Herzog wenig Sinn. Er bleibt Politiker und Publizist auch in den Erzählungen, da er nur die eine Seite des Menschen ins Auge faßt: den Gemeindebürger.

Nicht weniger publizistisch gefärbt als der Erzählungsinhalt ist die *Erzählungsform*. Wie reinen Tatsachenbericht fügt Herzog oft das Geschehen der Nachsonderbundszeit in seine Erzählungen ein. Wo er sich aber Zeit und Mühe nimmt, es zu verarbeiten, da ist er wahrhaft Dichter. Der „Samichlaus unterm Nußbaum“ ist ein Musterbeispiel dieses künstlerischen *Verwandlungsprozesses*. In der Wirklichkeit lag folgendes Ereignis vor:

Der Kanton Luzern ist unter seiner katholisch-demokratischen Führung durch einen ungerechten Krieg in Schulden gekommen. Außerordentliche Steuern und Kontributionen der frühern Regierungs- und Großratsmitglieder sollen die Kriegsschuld decken. Die Regierung schlägt vor, durch Aufhebung der beiden Klöster St. Urban und Rathausen die Gemeinden zu entlasten. Das Veto bleibt dem Volke vorbehalten. Fürsprech Georg Josef Bossard brandmarkt in einer Broschüre das verfassungswidrige Vorgehen und wird zusammen mit andern führenden Männern der Opposition während der Abstimmung in Gefängnishaft festgehalten. Die Steuerangst des Volkes bewirkt die Annahme des Vorschlages. St. Urban wird weit unter seinem Wert und ohne öffentliche Steigerung an einen „Ausländer“ und Protestanten, an Herrn Cunier in Bern, zuhanden der schweizerischen Nationalversicherungskasse verkauft.

Dieses Herzog zutiefst berührende historische Ereignis wird nun im Kalender ins Alltag-Mögliche umgesetzt:

In der Gemeinde Aepfligen besteht seit Jahrhunderten ein Kapital, der Eulogifond, zur Bestreitung der kirchlichen Bedürfnisse. Eines Tags will der Gemeindeschreiber die Abschrift einer Urkunde gefunden haben, wonach die Zinsen auch „zu andern ähnlichen Dingen“ bestimmt werden könnten. Die Kirchen-

behörde wird wegen eigenmächtiger Verwendung der Zinsen angeklagt. Vor dem Kantonsgericht wird der Fond der Gemeinde zugesprochen, die Abkommen früherer Pfleger sollen die Prozeßkosten bezahlen. Fast jedes Haus in Aepfligen wird von diesem Urteil betroffen, der Gemeinderat selbst ist in Verlegenheit. Der Schellensauwirt, ein Zugewanderter, weiß Rat: die Gemeinde soll ihm gegen den schuldigen Betrag den Sandhubel verkaufen, wo der Brandbauer Balz ein halbvergessenes Nutzungsrecht besitzt. An Stelle des dortigen Nußbaums und der baufälligen St. Niklausenkapelle werden ein Wirtshaus und ein Schützenplatz gebaut.⁴⁵ Verwalter Ehrlich protestiert: der Sandhubel gehöre als Pfrundland zum Käppeli, das Verkaufsrecht stehe nicht der Gemeinde zu; wenn aber verkauft werde, so nur durch eine öffentliche Steigerung. Ehrlich wird abgewiesen, das Land dem Wirt zugesprochen. Dieser läßt das Wirtskonto des Brandbauern immer höher ansteigen und schenkt ihm schließlich die Schuld gegen die Zusicherung einer Straße durch den Dornacker. Ueber die Erhaltung der Kapelle soll das Volk entscheiden. Dem rührigen Ehrlich droht man mit Einstecken und Hausanzünden. Am Tage der Abstimmung wird um den Nußbaum ein Seil geschlungen, an dessen Enden die beiden Parteien aus Leibeskräften ziehen. Beide sind gleich stark. Da kommt ein Mann des Wegs; „er hat menschliche Gestalt, aber andere Füße“; er springt ins Loch, zerschneidet eine Wurzel, und den Käppeliverächtern gelingt es, den Baum auf die Seite des Heiligtums zu reißen, so daß er Kapelle und Samichlaus unter sich begräbt.

Es ist das einzige Mal, daß Herzog das Wunderbare als Motiv in die Erzählung einführt. Der Teufel verkörpert gleichsam jenes ihm Unerklärliche, daß das für so religiös gehaltene Luzernervolk nur schwaches Veto einlegte. Die Gestalt fällt übrigens völlig aus dem Rahmen. Herzog gestaltet die Vorgänge ja nicht durch ein dichterisches Von-sich-Abrücken, sondern durch ein zeitliches, örtliches und menschliches Näher-an-sich-Heranbringen: der Kanton wird zur Gemeinde Aepfligen, der Sonderbundskrieg zum Eulogiprozeß, die Abtei St. Urban zum

⁴⁵ Ein St. Niklausenstock steht heute noch auf einer Anhöhe der Liegenschaft „Pfannenstiel“ in der Pfarrgemeinde Ballwil. (Herzog, Ausgewählte Werke. III 5).

Samichlausenkäppeli, das verhetzte Luzernervolk zum übertölpelten Brandbauern. Das wenigste ist vom Erzähler selbst berichtet; er läßt die Leute sich alles selber erzählen: der Federludi sitzt hinter seinem Glas Bier in der „Schellensau“, und plötzlich kommt es ihm „wie vom Himmel in Kopf“, wie der Gemeinde geholfen werden könnte. „Weißt, wie man jetzt das Käppeli da oben abkämme?“ flüstert er dem Wirt ins Ohr. „Du kämest dazu noch spottwohlfeil zu einem Schützenhaus...“ Und um „hundert Franken und ein Jahr lang alle Tage eine Halbe“ verkauft er dem Wirt seine patriotische Idee.⁴⁶ Auch die Ueberlistung des Brandbauern durch ein Paar „Tigerwürst“ und die Gemeinderatsverhandlungen spielen vor geöffnetem Vorhang.

Alle diese nach Inhalt und Form schwankhaften Elemente aus Herzogs Fabulierkunst lassen ahnen, daß ihm nicht Gotthelf mit seinen übermenschlichen Gestalten und seiner zähfließenden Erzählerart Vorbild sein konnte. Es standen ja auch in seinem Bücherschrank nur zwei Dichter, die er immer wieder las und erforschte, in der Jugend wie im Alter: Shakespeare und Johann Peter Hebel. So befremdend die Verkoppelung der beiden Namen klingen mag, Herzog empfand den Briten und den Alemannen keineswegs als Gegensätze. Mannigfaltigkeit der Gestalten und des Geschehens, Lebenswärme und Lebensweisheit und nicht zuletzt eine starke Neigung zu Schnurre und Schwank — er fand sie bei beiden wieder und genoß sie wie prickelnden Wein. „Auf den Shakespeare den Schiller lesen, ist wie auf Markgräfler Aescherwein trinken!“⁴⁷ behauptet er, und die Schiller- oder doch „Tell“-Begeisterung seiner Zeit erschien ihm als eitle Selbstbenebelung wie die hohlen Schlagwörter der Fortschrittsmänner. Es kommt aber nicht selten vor, daß etwa eine Luzerner Wirtstochter in

⁴⁶ Luzernerbieter XI 43.

⁴⁷ Luzernerbieter XI 74.

Shakespeare-Worten redet, während Herzog glaubt, ein Hinweis auf eine Hebel-Gestalt genüge, um dem Leser einen geradezu klassischen Vergleich in Erinnerung zu rufen. Denn „Der rheinische Hausfreund“ war sein Klassiker. Bei ihm und nicht bei Gotthelf hat er erzählen gelernt.

Herzog war K a l e n d e r m a n n wie Hebel. Ausschnitte aus einem Leben oder Querschnitte durch viele Leben glückten ihm besser als Entwicklungsromane. In der Augenblicksschilderung war er Meister. Seine Kalendergeschichten tragen daher oft, wie im „Hausfreund“, die alten Titelwendungen, „wie etwas geschehen ist“: Wie 's Annelie an die Kilbi geht (Luzernerbieter V 1855), Wie 's Fränzi ins Kloster will (Zuger Kalender 1880), Wie der Herr Durst seiner alten Geliebten das Zyt usputzt und ihr eine Vorlesung über Erziehung hält (Zuger Kalender 1881).

An Hebel erinnert auch seine p e r s ö n l i c h e E r z ä h l u n g s w e i s e.

Es ist selbstverständlich, daß sich der Leser für die Person des Erzählers interessiert und daß ihm im Verlaufe der Geschichte mitgeteilt wird, er, Herzog, müsse an den katholischen Verein nach Freiburg, — jetzt sei er wieder da, reicher an Erfahrungen, neu gestärkt zu gutem Werk.⁴⁸ Dafür nimmt der Verfasser auch vornehme Rücksicht auf einzelne Leser und erklärt im „Babeli“ „dem Herrn Regens von Waizen in Ungarn und andern Unschweizern“ eigens, was ein „Stösli“ sei.⁴⁹ Für harte Enttäuschungen, die er klopfenden Herzen bereiten muß, entschuldigt er sich im voraus: er bedauere es aufrichtig, er könne es ihnen schon sagen, es komme nicht gut!⁵⁰ — und in verwickelten Herzensangelegenheiten wirft er sich vor dem Publikum gerne in die Brust als selbstherrlicher Schicksalslenker. „Ja“, meint er im „Götti“, „es ist bald gesagt: Harz; wenn dann nur einer sagte: kläb; denn nach einer alten Regel müssen es eben zwei sein zum Heiraten; du armes Betli, du wirst Arbeit ha-

⁴⁸ Marie 193.

⁴⁹ Luzernerbieter IX 9.

⁵⁰ Zuger Kalender 1862 („Eveli“) 37.

ben, bis du ihn hast, ich weiß jetzt selber noch nicht, ob ich ihn dir lassen will oder nicht; denn es kommt nur auf mich an, mein gutes Betli!" ⁵¹ Da und dort vermutet man, daß nur Eingeweihte und Erlebnisgenossen den vollen Sinn einer boshafte Anspielung auskosten konnten.

So soll ja auch manche Anspielung aus Hebbels Kalendergeschichten nur seinen Angehörigen ganz verständlich gewesen sein. ⁵²

Sicher war dem Luzerner der Alemanne Vorbild in der Verwendung der Mundart. Erzählungen in schweizerdeutscher Sprache hat Herzog keine geschrieben, ⁵³ sogar einzelne Sätze in Mundart sind selten. Die syntaktische Durchbildung jedoch und die freien Wortbiegungen lassen überall das gesprochene Idiom durchschimmern. Im „deutschen“ Gewande verliert Herzog ebensoviel wie Gotthelf. Und nur dem Salär zulieb hat er wohl Erzählungen und Abhandlungen aus dem „Katholischen Luzernerbieter“, wie „Die fünf Kirchengebote, einer deutschen Nation erklärt und mundgerecht gemacht“ (Stettner, Lindau 1865, 2. Auflage 1880). Die Mundart war ihm, dem Landsmann eines Franz Josef Stalder (1757—1833), eines Josef Ineichen (1745—1818) und Jost Bernhard Häfliger (1759—1837) als Kunstsprache ohne weiteres vertraut. Er empfing und verwendete ihr Lehen selbstverständlich und beinahe unbewußt; sie war ihm nicht, wie bei den meisten spätern Luzerner Erzählern, Zierstück und Witzform. So rein hat er zu Beginn in Hebbels Erzählungston eingestimmt, daß er die Luzerner Bauern sich mit dem ganz unluzernischen „Seid Gottwilchem“ begrüßen läßt. ⁵⁴

⁵¹ Götti 149.

⁵² Altwegg, Wilhelm, Johann Peter Hebel. Frauenfeld/Leipzig (1935). 177. (Die Schweiz im deutschen Geistesleben, Illustr. Reihe 22).

⁵³ Der Dialektaufsatz „Ueber s'hoffärtig Wibervolch“ aus dem Zuger Kalender 1867 wird zu Unrecht Herzog zugeschrieben. (Heimatländ. Illustr. Monatsbeilage des „Vaterland“. 1939 Nr. 1).

⁵⁴ Luzernerbieter II 44.

Das Unvergänglichste an Hebel, die sinnvolle Kürze und Geschlossenheit seiner Kalendergeschichten — Wilhelm Altwegg nennt es die „helle Sauberkeit des Empire-stiles“⁵⁵ — dies hat Herzog allerdings nicht erfaßt. Er sah die Grazie des Fertiggeschaffenen und hielt sie für den ersten Wurf.

„Ein glücklicher Witz, ein Fürwort aus geliebtem Munde, eine Vignette — das gibt den Entscheid,“⁵⁶ meint er, und vor allem: es „bleibe doch ein jeder bei seiner Art, bei seiner Natur, bei seinen Eigentümlichkeiten, in seiner Haut! . . . Gerade die anziehendsten, unterhaltendsten Schriftsteller sind die, welche entweder gar nicht strenge Studien zu machen haben oder die, über die Schule und ihren Zwang und ihre Engherzigkeit erhaben, allein nach der Natur gehen und dem freien Geiste sein Recht, dem guten Geschmack sein Opfer lassen.“⁵⁷ Nach diesem Rezept braut er seine Geschichten. „Es geht mir etwas im Kopf herum“, hebt er im „Stöffeli“ an, „aber unbestimmt, nicht gehörig klar und formuliert, alles ist noch in blosser Dämmerung, ohne Sicherheit des Ausganges, des Zieles, der Hauptperson. Da ich aber niemand habe, der mir ratet, und ich wieder auf mein eigenes Urteil beschränkt bin, so weiß ich in Gottes Namen nichts anderes zu tun, als eben aufs blinde hin anzufangen und sehen, wie ich mich durchschlage und ob ich am rechten Ort herauskomme.“ Herzog war überdies nicht gut raten; den Aussetzungen von Alban Stolz soll er — nach der mündlichen Ueberlieferung — geantwortet haben: „Wie es mir kommt, so schreibe ich es, und wie ich's geschrieben habe, so schick ich es ab und damit basta!“⁵⁸

Ist nun tatsächlich dieses schrankenlose Draufgängertum die Ursache, daß Herzogs Erzählungen so schnell vergessen wurden? Oder sind andere Gründe noch schwerwiegender? — Durch Herzogs Sprachendickicht schlägt sich ja der Schweizer leicht durch, achtet auf manches Vergehen kaum. Der „Leutenant“, die verwildertste unter den Bucherzählungen, ist zugleich die frischeste von allen! — Ist der wahre Grund des schnellen Vergessens nicht vielmehr darin zu suchen, daß Her-

⁵⁵ Altwegg, a. a. O. 206.

⁵⁶ Luzernerbieter X 36.

⁵⁷ Ehrentempel II 44 f.

⁵⁸ Herzog, Ausgewählte Werke. III 145 f.

zog auch als Erzähler zeitgebundener Publizist geblieben ist? — daß er die allgemeinmenschlichen Anliegen übersah und nur zur Gemeinschaft sprach; zu einer Gemeinschaft, die räumlich und zeitlich stark begrenzt war! — Was hatte Pfarrer Herzog einem Berner, einem Zürcher von damals zu sagen? — Ebensoviel und ebensowenig wie einem Luzerner von heute. Und selbst wenn man sich ganz in das katholische Luzernervolk versetzt, so wie es sich nach dem Sonderbundskrieg mit einer politischen Minderheitsregierung abzufinden hatte, selbst dann weiß man oft nicht, ob man eben eine Erzählung oder einen Zeitungsaufsatz in Händen halte. Nur dort, wo Herzog seine ganz persönliche Schau der Zeit von überflüssigem publizistischem Kram zu befreien wußte, um sie als neue, geschlossene Welt wiedererstehen zu lassen, nur dort genießt man seine Erzählungen in ihrer ganzen Eigenart als kleine Kunstwerke.

V. Der Biograph

Wird heutzutage in den Büchereien nach Herzogs Schriften gesucht, so betrifft die Nachfrage nicht seine Erzählungen, nur selten die Hefte des „Katholischen Luzernerbieters“, sondern jene fünf schmalen Bändchen mit dem pompösen Titel: „Geistlicher Ehrentempel oder Pyramide der Unsterblichkeit, das ist Lebensbeschreibung etwelcher Geistlichen aus dem katholischen Luzernerbiet.“¹ Darauf wird jeder Luzerner verwiesen, der einem geistlichen „Vetter“ des vergangenen Jahrhunderts nachspürt. Beim ersten Durchblättern wird er allerdings feststellen müssen, daß Her-

¹ Räber, Luzern, Reihenfolge 1—5 (1861, 1862, 1864, 1866, 1868).

zog, von einer einzigen Ausnahme abgesehen,² nur das Leben jener Priester aufgezeichnet hat, die im Jahrzehnt von 1858—1867 gestorben sind, und auch diese nicht vollständig. Vielleicht taucht der Gesuchte dennoch auf als Freund, Lehrer oder Rektor eines Verstorbenen, aber nicht, wie erwartet, von der Gloriele eines beschönigten Nekrologes umflossen, sondern als mürrischer, mißtrauischer alter Herr, der sein Brevier bereits „totgebetet“ und es nicht mehr der Mühe wert hielt, ein neues anzuschaffen; oder, noch schlimmer, als wankelmütiger Pfarrer, der in den letzten Jahren seines Lebens einen politischen Frontwechsel vornahm, um bei den liberalen Regierungsmännern den Anspruch auf eine vakante Chorherrenpfründe in Beromünster zu rechtfertigen. Dem erstaunten Neffen wird darauf etwa ein alter Luzerner, der noch die Anekdoten unserer Väter erzählen hörte, schmunzelnd erklären: nicht umsonst habe sich so mancher Geistliche noch zu Lebzeiten im Ballwiler Pfarrhaus mit einem Guldenstück vom zweideutigen Nachrufe losgekauft.

Die Märe kann stimmen. Sicher hat sich Herzog durch seinen „Ehrentempel“ mehr Feinde zugezogen als durch seine ganze Publizistik.

Wahrheit über den Verstorbenen verlangte er in aller erster Linie, und gelangweilt seufzte er einmal: „Mich nimmt nur wunder, wie groß noch unser ‚Proprium Dioecesanum‘ werden möge, denn alle gestorbenen Geistlichen aus der Diözese Basel, die in der Kirchenzeitung ihren Nekrolog gefunden, könnte man ohne weiteres kanonisieren; alle sind gelehrt und heilig.“³

Als populärster Luzernerpfarrer seiner Zeit, der Land und Leute kannte wie kein zweiter unter seinen Amtsgenossen, mußte Herzog oft die Hochdorfer Dekane vertreten beim Begräbnis verstorbener Kapitulare.⁴ Von

² Josef Estermann, Dekan und Pfarrer in Eschenbach, gest. 1851. (Ehrentempel I 1 ff.).

³ Neue Sion. 1852 Nr. 111 (14. Sept.) Luzerner Korrespondenz.

⁴ Estermann, Melchior, Geschichte der alten Pfarrei Hochdorf. Luzern 1891. 247.

seinen Totenreden ist eine einzige im Druck erschienen; er hielt sie seinem Münsterer Mitbürger und Nachbarpfarrer Ludwig Troxler in Eschenbach.⁵ Es ist erstaunlich, wie unpersönlich und trocken Herzog als Leichenprediger auftreten konnte. Die gleichen Worte hätte er an jedem andern Priestergrabe sprechen können. Liest man dagegen Troxlers Biographie im zweiten Bändchen des „Ehrentempels“ mit ihren köstlichen Münsterer Jugenderinnerungen, mit der warmen Zeichnung des stillen Mannes, der als Vikar im Fremdenkurort Weggis, wo selbst die Kirche „gentlemännisch“ auftreten muß, sich die feinen Manieren holte, aber beim Bau der neuen Kirche im steckköpfigen Rain auch die Pastoralorgen kennenlernte und deshalb nach Eschenbach hinaufzog; liest man dann weiter, wie Herzog den Lebensfaden ausspinnt zu einer langen Betrachtung über Vor- und Nachteile des Pfründenwechsels, so sieht man deutlich, daß es ihm hier nicht nur darum ging, einem Priester das „Leiend“ zu machen.⁶ Er hatte vielmehr den Gedanken, eine „Pastoral in Bildern“ zu verfassen. Alle Seiten des geistlichen Lebens sollten im „Ehrentempel“ „nach und nach aufs Tapet [kommen], und alle Regeln durch irgend ein Beispiel, eine Anschauung, dem Leser und der späteren Nachwelt vorgeführt werden.“⁷ Für „urkundliche Gewißheit“ übernimmt er daher, wie er im Vorwort betont, keine Gewähr, an äußern Lebensumständen liegt ihm wenig. Nur das Charakterbild soll deutlich herausgearbeitet werden und zwar so, daß sich daran „Reflexionen über Pastorelles“ anknüpfen lassen.

⁵ Leichenrede auf den Hochwürdigen Herrn Pfarrer Ludwig Troxler in Eschenbach, gehalten am Beerdigungstage, den 21. März 1860. Räber, Luzern 1860.

⁶ Ehrentempel IV 85. Vgl. zu diesem Ausdruck: Götti 98: „er hätte lieber ein Leiend, Legende, gehört, als ein Kapitel aus der Bibel.“

⁷ Ehrentempel III 68.

Um der lehrhaften Aufgabe voll nachzukommen, traf Herzog in den beiden ersten Bändchen eine Auswahl der Verstorbenen, und zwar nicht nach Ansehen und Amteswürde, sondern nach persönlicher Bekanntschaft und Anteilnahme. Er vertiefte sich in den Charakter eines Freundes, eines Nachbarn, eines Vorgängers in der Pfarrei und stellte auch in der Inhaltsangabe jene Probleme zusammen, die er einer nähern Betrachtung unterzogen hatte: Gedanken über den Priesterberuf im allgemeinen, über die Kollatur, über den Eifer in der Pastoration und die Beseitigung der Mißbräuche in den Pfarreien; seine Ansicht von den geistlichen Junkern, von der schweizerischen Kirchengeschichte; die Frage, ob es gut sei, daß Geistliche unabsetzbar sind, ob man die Pfarrei als Ebenbild des Pfarrers betrachten dürfe, ob ein Pfarrer in der Heimatgemeinde seine volle Wirksamkeit entfalten könne. Von sämtlichen dreiundachtzig Priesterbiographien entfallen auf diese zwei ersten Hefte nur zehn; es sind denn auch die besten.

In den spätern Reihenfolgen nämlich setzte sich Herzog das Ziel, alle verstorbenen Luzerner Geistlichen in seinem „Ehrentempel“ zu sammeln. Wohl trifft er auch hier auf Freunde und Bekannte und rechtfertigt etwa die Aufnahme von Pater Heinrich Michel aus St. Urban, einem gebürtigen Zürcher, mit dem herrlichen Zeugnis persönlicher Verbundenheit: „der Verstorbene war der Lehrer, der Erzieher des Schreibers, und darum, mag er auch der ganzen Welt fremd sein, meinem Herzen liegt er nahe, meiner Erinnerung kann er nie fremd werden, nie bis zum Vergessen weit“. ⁸ Bei einem andern Geistlichen dagegen muß er erklären, der Mann sei ihm selber ganz unbekannt gewesen, kaum daß er ihn einmal gesehen oder ein Amt habe singen hören. ⁹ Eine solche Lebensbeschreibung kann er denn auch nicht wie die frühern zur

⁸ Ehrentempel III 126.

⁹ Ebda. III 6.

Lebenslehre ausbauen, noch weniger, wie einst die Erinnerungen an Pfarrer Zülfi (1849), im dichterischen Miterleben zur „biographischen Idylle“ gestalten. Da müssen oft Abschweifungen auf den Vorgänger in der Pfarrei, lange polemische Ausfälle gegen die Zeitumstände oder ausführliche Landschaftsbeschreibungen als nebensächliche Ersatzstücke eintreten. Immer mehr drängt sich die Absicht vor, durch die Nachrufe einen Beitrag zur luzernischen Kirchengeschichte zu liefern.

„Ich weiß von einem halben Jahrhundert zu berichten“, sagt der Verfasser, „und auch sonst habe ich wenigstens in der Nähe eine große Bahn durchschritten, historisch und geographisch große Eroberungen gemacht, und aus diesem Schatze Altes und Neues hervorzunehmen und damit meinen Ehrentempel auszuschnücken, halte ich für einen großen Vorzug meiner Biographien.“¹⁰

Was er in den letzten Jahrgängen des „Geschichtsfreundes“ oder in einer Pfarreigeschichte gelesen, wird an passender Stelle eingeschoben, um so dem Volk die Ergebnisse der Heimatkunde in unterhaltender Form zugänglich zu machen. Herzog bleibt zwar auch als Popularisator eigentümlich genug. Ueberall in alten Rödeln und Urkunden spürt er der Persönlichkeit nach, die hinter den steifen Buchstaben steht. Wie oft hat er doch bedauert, daß die neuen Pfarrbücher sich genau an die staatlich vorgeschriebenen Rubriken zu halten haben, „kalt, hart, steif, trocken, unansprechend, ohne alles Gemüt“ seien, während die Jahrzeit- und Sterbebücher früherer Jahrhunderte so manche außeramtliche Beigaben enthielten, die auf vergangenes Leben helleres Licht werfen als eine nüchterne Zahl.¹¹ Seine Zeitrechnung klammert sich nicht an Daten, sondern an die großen Ereignisse der Weltgeschichte und an die kleinen des Dorf- und Bauernlebens. Da heißt es etwa: er wurde geboren neun Jahre nach der großen Brunst von Beromünster

¹⁰ Ebda. V 18.

¹¹ Luzernerbieter XV 3 ff.: Die Pfarrbücher des kath. Luzernerbietes.

(1764) oder fünf Jahre vor dem kalten Winter (1788); im Hungerjahre (1817) ging er zum erstenmal in die Schule, im guten Weinjahr (1811) erhielt er eine Pfründe. Allzuoft aber werden flüchtige Bekannte nur in ihrer Zeit festgehalten, in der vielleicht ganz irrtümlichen Annahme, daß sich der Verstorbene sehr um das öffentliche Leben bekümmert habe, oder ganz einfach deshalb, weil Herzog vom Menschen selbst nichts zu sagen weiß. Man darf jedoch nicht übersehen, daß die spätere Sammlung, gerade wegen ihrer Vollständigkeit, auch bei geringem Persönlichkeitswert große Vorzüge aufweist. Das kulturelle Leben spiegelt sich in ihr getreuer wieder, als wenn nur Priester aus Herzogs engem Bekanntenkreis oder solche in angesehener Stellung darin Aufnahme gefunden hätten. Eines vor allem wird immer wieder hervorgehoben, eine Tatsache, die in der Beurteilung der luzernischen Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts bisher vielleicht zu wenig beachtet wurde: die veränderte soziale Stellung des Priesters. „Unsere jungen Geistlichen rekrutieren sich aus der ärmern Klasse“, stellt Herzog um die Jahrhundertmitte fest.¹² Soll er es bedauern, soll er es beglückwünschen? Darin sieht er allerdings keinen Schaden, daß von den halbweltlich-halbgeistlichen Patriziersöhnen einer um den andern „davonschlich“, als die Pfründen durch die Ablösung der Zehnten verarmten. In manchen Pfarreien wirkte es sich ja bis weit ins neue Jahrhundert hinein verderblich aus, daß die notwendige Vergrößerung der Gotteshäuser oder die Abspaltung von Tochterpfarreien durch egoistische Rückhalte der Zehntherren hintertrieben und die Kirche vielerorts zum „Brotkasten der Junker“ hinabgewürdigt wurde. Aber die „neue Junkerei“, die Partei mit ihrem Ausschließungssystem, hauste noch schlimmer. Aus der Stadt meldeten sich nur wenige zum geistlichen Beruf. Der beamtenhungrige Staat verschaffte dem gebildeten Nachwuchs

¹² Ebda. XIV (1860) 51.

einträglichere Stellen als die verarmte Kirche. Religiöse Häuser hielten ihre Söhne vom Theologiestudium zurück, da sie sich oft jahrelang vergeblich um eine Pfründe bewerben mußten. Bald wurde in vielen Kantonen der katholischen Schweiz der Priestermangel fühlbar.¹³

Als „die Reichen zurückblieben, ließen sich die mindern Brüder sehen aus armen oder wenigstens nicht reichen und unabhängigen Häusern. Da schüttelten nun die Reichen den Kopf und meinten, es gehe hinab mit dem Kredit der Kirche, es sei Mathä am Letzten, solche arme Theologen seien nicht imstande, ihre Unabhängigkeit gegenüber dem Staatsdrucke zu behaupten, sie werden leicht nachgeben und mit sich machen lassen, was man will; ferner fürchtete man für den Charakter solcher Priester, die von Wohltätern unterstützt waren, und endlich meinte man, es werde dem Ansehen der Kirche schaden, wenn selbe von den Großen und Mächtigen vernachlässigt und nur von den Kleinen besorgt werde.“¹⁴

Natürlich machen Geld und Gut und hohe Abstammung nicht den guten Priester aus. Aber Herzog muß doch einräumen, daß sie wenigstens die solide Ausbildung der Theologen erleichtern — was ja in jener gelehrtenstolzen Zeit so außerordentlich wichtig war. Wie mancher aber aus dem „geistlichen Ehrentempel“ hat in seiner Jugend zuerst den Pechdraht gezogen, die Schneiderscheere gehandhabt, in einer Apotheke ausgeholfen; wie mancher mußte aus dem Weberlohn oder dem Schafhütttergeld seinen ersten Lateinunterricht bezahlen! Die Einwilligung dürftiger Eltern zum Studium war nicht leicht zu erhalten. Wenn einer Glück hatte, so fand er als guter Musiker und Sänger unentgeltliche Aufnahme in einer Klosterschule und später als Instruktor in einer städtischen Familie. Dann aber, an den Pforten der Theologie angelangt, begann die mühselige Zeit des Sammelns. Mit innigem Mitgefühl und leisem Humor hat Herzog das Bild des viatizierenden Theologiestudenten gezeichnet: wie er zu Beginn der Vakanz das vorzuweisende Testimonium

¹³ Ebda. XVI (1865) 88 ff.: Ueber den Mangel an Geistlichen.

¹⁴ Ehrentempel II 110.

sorgfältig auf Leinwand aufklebt, „damit es den Brauch bis Allerheiligen erleiden“ möge, wie er mit klopfendem Herzen vor der Türe steht, wenn die Glocke angeschlagen hat, langsam wieder die Stiege hinabschleicht und den erhaltenen Batzen beschaut.

Neben diesen sozialen Einblicken gewinnt man ferner die bestimmte Kenntnis vom Studiengang jener Priestergenerationen, die in den letzten Jahrzehnten des 18. und in den ersten des 19. Jahrhunderts geboren wurden. Und man kann, wie es hier für Herzog selbst versucht wurde, an Hand des „Ehrentempels“ leicht den Einfluß außerschweizerischer Ideologien und theologischer Richtungen feststellen. Da in der Diözese Basel lange kein Priesterseminar bestand, sonderte sich der Theologiestudent in keiner Weise von den übrigen Studiosen ab. Von der Schule eines Munizipalstädtchens oder eines Klosters kam er in die Stadt, aus der Stadt zog er an eine deutsche Universität; er war Mitglied der Studentenverbindungen, schwärmte für die gleichen politischen und sozialen Ziele wie die angehenden Juristen und Aerzte und besann sich oft erst in den letzten Wochen vor den Weihen auf seinen zukünftigen Stand. Die frühere Generation wußte wohl noch aus den Tagen des Priesterseminars „Mariahilf“ in Luzern zu erzählen, wo sie den Streit um den Wessenbergianer Anton Dereser miterleben mußte, sie hatte den unlieben Gang nach Konstanz gemacht, um dort die Priesterweihe zu holen. Die meisten aber beendeten ihre Studien gerade zur Zeit des „kirchlichen Interregnums“:

„das Bistum Konstanz war aufgehoben, um das auch kein Schaden gewesen [!], nach Chur mochten die Luzerner nicht gehen, der Generalvikar für Alt-Konstanz war nicht mehr da, Basel selber hatte auch keinen Bischof mehr, und so mußten die Luzerner Theologen nach Freiburg i. Ue. wandern, um dort die höhern Weihen zu erhalten.“¹⁵

¹⁵ Ehrentempel IV 70.

Die spätere Generation genoß den tüchtigen Unterricht der Luzerner Sailerschüler oder hatte selbst in Landshut zu Füßen des großen Lehrers gesessen. Andere, wie Herzog, wurden beinahe vom kirchenfeindlichen Strudel der Dreißigerjahre fortgerissen und ließen sich in Tübingen den Kopf wieder zurechtsetzen. Jene, die um 1820 geboren waren, wanderten nicht ungern nach Freiburg i. Br., wo Alban Stolz und der ältere Hirscher lehrten, oder zogen, aller Anfeindungen ungeachtet, zu den Jesuiten nach Rom. Im provisorischen Seminar sammelte sie dann Bischof Salzmann „einigemale um sich, um, obschon er nie Pfarrer gewesen, über Pastoration sich mit ihnen freundschaftlich zu besprechen.“¹⁶ Erst im Jahre 1859 wurde das Provisorium aufgehoben und damit der Studiengang der Theologen in geregeltere Bahnen gelenkt.

Trotz dieser aufschlußreichen Tatsachen ist der historische Wert des „Ehrentempels“ sehr gering. Muß man schon bei jedem Lebensbild, das aus der Feder eines Zeitgenossen stammt, seine wissenschaftlichen Bedenken haben, so bei Herzog ganz besonders, da er durchaus tendenziöse Biographik betrieb. Viel reizvoller als etwa der Vergleich einer seiner Biographien mit einem zeitgenössischen Nachruf auf den gleichen Mann ist deshalb die Betrachtung seiner persönlichen Gestaltungsweise. Die Lebensbeschreibungen geben mehr Aufschluß über Herzog selbst als über die Verewigten.

So kommt erst hier im „Ehrentempel“ eines voll zum Ausdruck: Herzogs tiefes Erlebnis der Landschaft. Fast wichtiger als die Familienverhältnisse, in denen ein Kind aufwächst, sind Wiesen und Wälder, Bach und See, Dorfplatz und Marktflecken, wo es seine ersten bunten Eindrücke sammelt. Der Schulweg, den ein Knabe zu gehen hat, ist ebenso bedeutungsvoll wie die Schule selbst, und Lage und Aussicht des Pfarrhauses, das der

¹⁶ Ebda. 86.

spätere Priester bewohnt, wird eingehender beschrieben als etwa die sittlichen Zustände der Gemeinde. Beinahe liebevoll versucht Herzog die Spuren eines alten Fußweges wiederaufzudecken; beim Urkundenlesen verfolgt er mit erstaunlicher Kenntnis eines jeden Bauernhofs die alten Grenzen einer Pfarrei, eines mittelalterlichen Rittergutes oder klösterlichen Besitztums. Er erforscht im Menschen die typischen Merkmale landschaftlicher Gebundenheit, unterscheidet den Entlebucher vom „Gäuer“, den echten Bauernsohn von jenem, der in Sursee, Sempach oder Willisau aufgewachsen ist und in Gewand und Manieren sich halbstädtisch trägt. Ob einer Burger oder bloß Hintersaß ist, scheint Herzog sehr wichtig. Er haßt die Vermischung der Eigenarten; der neuproklamierte Grundsatz der freien Niederlassung ist ihm — nicht nur aus konfessionellen Gründen — ein Dorn im Auge. Mit Bedauern muß er feststellen, wie Stadt und Land sich fortwährend angleichen: „die Stadtmauern haben Löcher bekommen, die Tore sind abgehängt, die Pallisaden im See weg, und so können jetzt die Städter eben so gut aufs Land als die Länder oder die Bauern in die Stadt.“¹⁷ Deshalb Herzogs große Vorliebe für das bodenständige Entlebuch, das seine alt-demokratischen und katholischen Grundsätze in reiner Form bewahrt hat und „die Religion nicht in die Kirche ein- und abschließt, sondern sie mit sich nach Hause nimmt, und aus dem Haus auf Feld und Alp.“¹⁸ Wie köstlich weiß er die Menschen nach ihrer Talschaft zu charakterisieren, in jedem Seetaler das Angebinde seines Dorfes zu erkennen!

¹⁷ Ehrentempel V 101.

¹⁸ Über die beschwerliche und dennoch erfreuliche Pastoration im Entlebuch vgl. Ehrentempel III 43, IV 59 f., V 35 f., und Herzogs Aufsatz: Das Land Entlebuch im Kanton Luzern. Gewidmet meinem Freunde, dem Hochw. Hrn. Pf. M[elchior] E[lmiger] in Sch[üpfheim] In: Der Pilger. Ein Sonntagsblatt zur Belebung religiösen Sinnes. Einsiedeln 1847, Nr. 20/21 und S.-A.

„Die Inwyler sind zufrieden und ändern nicht gerne und haben alle Ursache dazu“, denn sie wohnen in reizvoller Abgeschlossenheit und finden dennoch über Eschenbach oder Gisikon leicht den Zugang ins offene Land;¹⁹ die Hochdorfer sind erwerbstüchtig und sehr auf ihren persönlichen Vorteil bedacht;²⁰ bei den Hitzkirchern „ist das Gemüt nicht eben daheim, sie sind eher spekulativ, aufbrausend, hochfahrend, spröde und kalt;“²¹ und doch wächst dort Wein, der die Musensöhne anzieht und in ihrem Gefolge allerlei renommiersüchtiges Volk. Auch Aesch am See ist eine Weingemeinde: „die Weinbauern haben das Recht, ihr eigenes Gewächs auszuwinnen, und die andern meinen nun fatalerweise, sie haben die Pflicht, ihre Gäste zu sein und ihnen den Wein abzukaufen, Schoppen für Schoppen und Maß für Maß, was vielfältig dem Volke eine eigentümliche Physiognomie aufdrückt.“²² Von den Bewohnern des Lindbergs scheinen die Müswanger am dürftigsten ausgestattet: sie handelten mit Torf, „und wenn daher ein Bube nach Hitzkirch in die Schule kam und man ihn nicht kannte, so hieß es nur: riech an ihm, und so er von Turben stinkt, so wix ihn aus, er ist ein Müswanger!“

So trägt bei Herzog jeder noch den Erdgeruch seines Heimatbodens im Kleide, und der Geist seines Dorfes schaut ihm aus den Augen.²³

Ganz unberührt von den Blut- und Bodentheorien des 19. Jahrhunderts, mit ursprünglich-bäurischem Empfinden untersucht Herzog auch die *Erbmasse* eines Mannes. Das Stammesbewußtsein war damals auf angesehenen Bauernhöfen nicht weniger ausgebildet als unter den städtischen Geschlechtern:

„da heiratete man nicht so leichtfertig in den Tag hinein, nur für einige Wochen und für Plaisir, da sah man nicht bloß auf einen schmucken Bursch, auf augenblickliches Schimmern einer bessern Seite neben den so viel dunkeln, sondern man beriet die Vergangenheit einer solchen Familie bis ins vierte Glied zurück und baute so seine Zukunft auf Religiösität und Häuslichkeit.“²⁴

¹⁹ Ehrentempel II 125.

²⁰ Baukunst 27 („das Wahrzeichen dieser Nachbar-Pfarrei“!).

²¹ Ehrentempel IV 121.

²² Ebda. III 17 f.

²³ Vgl. die neuere Darstellung von Müller, Kuno, Der Luzerner als Kind seiner Landschaft. In: Innerschweizerisches Jahrbuch für Heimatkunde. IV/V (1939) 106—115.

²⁴ Luzernerbieter III 21.

Herzog will Vater und Mutter kennen, um seines Menschen sicher zu sein, erst dann stellt er fest, was bereits als Anlage in ihm geschlummert hat und was er sich selber erarbeitete. Andererseits ist er überzeugt, daß sich manche Scharte der Natur auswetzen, niemals aber ganz aus dem Charakter austilgen lasse; „daher kommt eben immer alles wieder auf den Stamm zurück, auf das Erbteil.“ Ebenso umsichtig beurteilt er jene Schwächen, die von der k ö r p e r l i c h e n K o n s t i t u t i o n eines Menschen herrühren.

„Es ist ein so eigentümliches Verhältnis zwischen Leib und Seele, und ein so geheimnisvolles Wesen webt innerhalb der vier Wände der menschlichen Natur, daß es schwer zu unterscheiden ist, ob ein Ding der Seele oder dem Leibe angehöre.“²⁵ In mancher Unvollkommenheit sieht er „das natürliche Ergebnis unserer Leber, unserer Lunge, der Jugend oder des Alters“, ohne dabei etwa jenem Materialismus das Wort zu reden, „der ob dem Leib und den Nerven die Seele nicht sieht.“²⁶ Davor bewahrt ihn seine hohe Auffassung von der überweltlichen Bestimmung des Menschen.

Denn niemals beurteilt Herzog die Menschen nach Talenten und Fähigkeiten oder nach dem Ausmaß ihres äußern Wirkens, sondern einzig und allein nach der r e l i g i ö s e n G e s i n n u n g, die er in ihnen zu erkennen glaubt. Religiöse Gesinnung aber ist in seinen Augen kirchliche Gesinnung. Daher sind seine Lebensbilder sehr oft etwas einseitig nur die Antwort auf die immergleiche Frage: wie weit hat sich der Verstorbene zur Kirche bekannt, wie weit hat er seine Grundsätze dem kirchenfeindlichen Zeitgeiste aufgeopfert? — Einzelne Priester gestalten werden geradezu vorbildliches oder warnendes Sinnbild politisch-religiöser Strömungen.

Herzog hat in den „Bildern aus dem Leben von Joseph Leu sel.“ (1845) die Bauerndemokratie verteidigt, er hat durch die Lebensgeschichte von Leus Mutter, Maria Elmiger, die im zweiundneunzigsten Altersjahre starb

²⁵ Ehrentempel IV 10.

²⁶ Ebda. II 58 f.

(1853), die Häuslichkeit und Religiösität des alten Luzerner Bauern verherrlicht.²⁷ In einem Jahrzehnt nun, das für die Kirche weniger denn je übrig hatte, dagegen in seinen Schulhäusern, die wie Pilze aus dem Boden wuchsen, den eigentlichen „Flor“ der Kultur erblickte, errichtet Herzog einen „Geistlichen Ehrentempel“ und singt darin das Lob des unverbildeten Menschen. Betritt ein Gelehrter das Heiligtum, so macht Herzog vor ihm nicht tiefere Bücklinge als vor dem kleinen Kaplan; im Gegenteil: wenn er hinter Weltgewandtheit und fachmännischer Tüchtigkeit eine trockene Seele wittert, so hackt er ein und läßt den Mann nicht los, bis er ihm seinen Kropf geleert hat. Schlechter als der berühmte Mundartforscher Franz Josef Stalder in Escholzmatt ist im „Ehrentempel“ wohl keiner davongekommen.²⁸ Wo sich Herzog Gelegenheit bietet, gegen den modernen Schulbetrieb zu wettern, da tut er es; nicht nur als Pfarrer, der es nicht verschmerzen kann, daß der Kirche das „Lineal aus der Hand gewunden“ wurde,²⁹ sondern als ein Mensch, der seine Freunde unter Originalen sucht und alles, was einer Gleichschaltung, Uniformierung und Formentyrannie gleichkommt, aus tiefstem Herzen verabscheut. Ganz im Gegensatz etwa zu den „Denkmählern“ des 18. Jahrhunderts, die, wie die Kinderbildnisse der damaligen Zeit, gerade das Unkindliche am jungen Menschen, seine frühreife Entwicklung, hervorhoben,³⁰ ist bei

²⁷ Luzernerbieter III 1—58.

²⁸ Ehrentempel I 126 ff. Vgl. Kronenberg, Ignaz, Was der „alte Balbeler“ vom Idiotikon-Stalder zu berichten weiß. In: Schweizer Rundschau. 1921. Heft 5/6 und S.-A. — Ueber Franz Josef Stalder: Dekan Stalder, Pfarrer in Escholzmatt 1792—1822. Gedenkschrift von der Sektion Escholzmatt des historischen Vereins der V Orte. Schüpfheim 1922.

²⁹ Ehrentempel III 49.

³⁰ Misteli, Paul, Das „Denkmahl“ in der deutschschweizerischen Literatur des 18. Jahrhunderts. Diss. Zürich. Affoltern a. A. 1939. 27 ff.

Herzog die Schilderung der Jugendzeit, des Vorschul- oder doch Vorgymnasiastentalers, breit ausgesponnen. Muß dann der Junge in die Schule und bleibt in schwerfälliger Art hinter den andern zurück, so ist dies kein schlechtes Zeichen. Denn es frage sich, „ob die Schulmänner durch ihre Glasglocke, die sie über die Köpfe stellen, um sie früher zur Reife zu bringen, wie den Kabis und Karifol,³¹ ob dadurch nicht gute Köpfe um ihre Natur, ihre Freiheit, ihre Eigentümlichkeit gebracht werden.“³² Hat er nicht etwa selbst dreimal in der ersten Syntax gesessen und ist dennoch Schriftsteller geworden!

Sein Ebenbild sucht Herzog im andern, einen Menschen, der ihm gleicht. Die Wahlverwandtschaft, in den spätern Bändchen leider ausgeschaltet, hebt meistens den Wert der Biographie. Man findet sie in entferntem Grade schon da, wo sich die Schulwege kreuzen: wo Herzog einen Münsterer trifft, wo er sich wieder im Klosterhof von St. Urban tummelt, wo er als Zofinger oder Helveter singend und trinkend nach Hitzkirch zieht und in Tübingen langsam Theologe wird. Man findet sie auch dann, wenn er auf einen Publizisten verwandten Geistes stößt wie beim Rooter Leutpriester Jodok Egli, dem er eine der besten Biographien widmet. Keine aber ist so mitempfunden, so gemütvoll und arteigen, wie die jenes unscheinbaren Kaplans am Baldeggersee, der zufrieden war, „daß er Priester sei und das Latein insofern verstehe, daß er doch mit dem Meßbuch und zum Teil auch noch mit dem Brevier umzugehen wußte.“³³

Hier muß man den wahren Ballwiler Pfarrer suchen! In der Biographie eines kleinen Kaplans sagt er uns mehr von sich selbst als dort, wo er vom Tagesgeschehen gezwungen, Kirche und Staat als feindliche Mächte aufein-

³¹ Schweizer. Idiotikon III 458: Luzernerisch „Karifiol“ für „Karfiol“ (Blumenkohl).

³² Ehrentempel I 115.

³³ Meiers Biographie: Ehrentempel I 91 ff.

anderprallen läßt. Ganz in die Kindheitserinnerungen eines alten Priesters versunken, erzählt er von Ereignissen, die nicht in den Geschichtsbüchern stehen, und zeichnet die Menschen, wie sie wirklich waren. Er ist streitlustig wie immer, doch ohne züchtigen zu wollen. Aus Mutwillen und ohne jedes Mißfallen spricht er von jenem Ruswiler Pfarrjunker, der nur mit Widerwillen während der Essenszeit den englischen Gruß betete: „Wenn der Sigrüst auch speisen würde, so würde er nicht leuten, der Lummel!“ — Schon mehr Bosheit steckt dahinter, wenn er vom berühmten Stalder berichtet, er habe seinem einfältigen Vikar die Benützung von Tschupiks „Kanzelberedsamkeit“ verboten, da er die eigenen Predigten aus ihr schöpfte. Aber um dieser gemütvollen Boshaftigkeit willen ist Pfarrer Herzog bis heute im Volke bekannt, und nicht zu Unrecht werden gerade die kleinen Anekdoten des Menschlichen-Allzumenschlichen als das Köstlichste aus seinem Werk immer wieder erzählt und im ursprünglichen Geiste umgedichtet.

VI. Der alte Balbeler

Würde ein Maler beauftragt, das Konterfei des Ballwiler Pfarrers zu zeichnen, so wie er den Streitlustigen aus den Schriften zu erkennen glaubt, er könnte die Aehnlichkeit mit dem lebendigen Urbild nicht ganz verfehlen. Hat man eine Weile in seinen Werken gelesen und entdeckt dann eines Tages in einem alten Kalender sein Lichtbild, so weiß man auf den ersten Blick: das ist der alte Balbeler! Von mittelhoher Statur, wohlbeleibt, den großen blonden Bauernkopf behaglich auf die Halsbinde gestützt, mit Augen, die unter einer hellen Stirn die ganze lachende Breite des Gesichtes einnehmen, den

Mund zu einem eher derben als geistreichen Scherzwort geöffnet, so steht er da, eher bäuerlicher Stammvater als Nachkomme eines Geschlechts von Geistlichen und Gelehrten, ein selbstbewußter, selbstsicherer Mann, der Naturgenie zu besitzen glaubte, ein Schul- und Paragraphenverächter zeit seines Lebens, aber ein Pfarrer, der sich von seinen Grundsätzen so wenig abmarkten ließ wie ein Bauer von seiner Matte. Hätte er noch im Jahrhundert des Zopfes gelebt, nur widerstrebend und brummend würde er sich als Geistlicher dem strengen Zwang eines korrekten Aeußern unterworfen haben.

Ein Angebinde dieser Zeit aber behielt er als betonter Reaktionär zeitlebens bei: die Kniehose. In den Dreißigerjahren oder schon früher pflegten die Luzerner Geistlichen ihr politisches Bekenntnis durch ihre Beinkleider zu bekunden. Wer den revolutionären Ideen huldigte, trug die lange Hose; wer, wie Herzog, dem bauerndemokratischen Prinzip anhing, schnürte sich auch weiterhin mit Schnalle oder Bündel unter dem Knie. Und der Ballwiler Pfarrer nahm, wie er in einem Gespräch zwischen „Langhösler und Kurzhösler“¹ bezeugt, lieber alle Unannehmlichkeiten der alten Tracht auf sich, das allmorgendliche Bücken, die zwanzig Stück langen Knopfreihen, das Verlachtwerden in den reformierten Dörfern, als daß er sich den verhaßten Ruf der Freisinnigkeit zugezogen hätte.

„Ein jovialer Kumpan, aber kein gar musterhafter Pfarrer“, sagt Konstantin Siegwart-Müller von ihm. Es ist das Urteil eines Mannes, für den sich Herzog in die Schanze schlug, und der keinen Grund hatte, ihm übelzuwollen. Nicht leicht ist es, sich von Herzogs Seelsorgetätigkeit ein Bild zu machen. Das Ballwiler Pfarrarchiv enthält aus den Jahren 1841—1883, in denen Herzog dort amtierte, wohl viele Dokumente über den Kirchenbau; sonst aber scheint der Pfarrer jede Buchführung vernachlässigt zu haben, sein Gedächtnis stand ihm für alles gut.

Als ein Bauer, der Latein gelernt hat, muß er manchen Amtsgenossen vorgekommen sein, als ein witziger Kopf zwar, doch ein Geistlicher, der gerne die Grenzen zwischen sich und dem Volke verwischte. Zudem scheute

¹ Neue Sion. 1852 Nr. 56.

er sich ja nicht, die Gemeinde als Richterin über ihren Hirten aufzurufen; besser war es also, die Türe der Kapitelstube ihm nicht allzuweit zu öffnen. In der geistlichen Hierarchie hat er denn auch nur die unterste Stufe erklimmen.

Als man ihn im Mai 1860 zum Sextarn wählte, fand er es angezeigt, den Text, den er gerade unter den Händen hatte, zu unterbrechen und dem Leser zu melden, die Feder, die ihn hier unterhalte, sei von gestern her nicht mehr die eines einfachen Landpfarrers, sondern die eines Sextars — „wenn einer weiß, was das ist“ — doch eines bloßen Titularsextars „ohne alle Jurisdiktion, ohne Regiunkel und natürlich auch ohne jedes Einkommen, ja ohne alle Bedeutung und alles Ansehen.“²

Als Vikar an den sonnenhellen Ufern des Sempachersees hatte er wohl von einem großen Wirkungskreis geträumt, wenn auch nicht auf einer der reichausgestatteten „Junkerpfründen“, so doch in einer volkreichen Pfarrei, die von ihrem Seelsorger ganzen Einsatz verlangen würde. Im Tausendseelen-Ballwil, wo der Ebersoler Geist so stark verwurzelt war, fand er dann aber schnell die Aufgabe seiner Mussestunden und pries bald das „Mittler-Heerli“ unter allen Geistlichen das glücklichste.³

Ohne die Feder wäre er vielleicht verbauert; er mußte etwas werken. Langes Beten und Betrachten war nicht seine Sache. Mit dem Brevier rang er oft wie ein pflügender Bauer mit der Ackerfurche, die kein Ende nehmen will.

„Macht es ihm Mühe, wenn ein *de ea*⁴ ist, wo die Psalmen zahllos sind, ungewöhnlich lang, da nimmt er es... mit einer Art Widerwillen hervor, speit in die Hand, wischt seine Augen aus, die natürlichen und gläsernen, und freut sich dann desto mehr, wenn er die Matutin gebändigt.“⁵

² Ehrentempel II 38.

³ Neue Sion 1852 Nr. 42.

⁴ sc. *de feria*. An Festtagen beteten die Geistlichen auch unter der Woche das kurze Sonntagsoffizium. Das Offizium der gewöhnlichen Werktage (*de ea*) war dagegen sehr lang. (Seit 1912 abgeändert.)

⁵ Ehrentempel IV 73.

Was er so von einem betbeflissenen Kaplan erzählt, hat er eher sich selbst abgeschaut. Daher sein wachsendes Grauen vor einem untätigen Kanonikat in Beromünster, wo es sich für einen Priester kaum der Mühe lohne, die Kirche nur zu verlassen, da ihn die Glocke sofort wieder zum Chorgebet herbeirufe.⁶ In dem Paradies seiner Kindheit sah er nun immer mehr das Dorf ohne Gärten, die Residenz des frühen Winters und des frostigen Frühlings, den Ort der Hinfälligkeit und der Leichenbegräbnisse. Nur mit Widerwillen ließ er sich im Jahre 1883 als Dreiundsiebzigjähriger zum Chorherrn wählen, obwohl er schon seit geraumer Zeit kaum mehr seine priesterlichen Funktionen ausüben konnte. Am 17. April hielt er seinen Einzug im Hertensteinhof zu Beromünster, in einem der wappengeschmückten Häuser, die Schulter an Schulter den freien Platz vor der Stiftskirche umstehen. Aus der engen Behausung soll er sich noch hin und wieder zur hochgelegenen Wallfahrtskirche Maria Mitleiden in Gormund hinaufbegeben haben, um von der Ringmauer auf die sonnigen Hänge des Lindenberg hinüberzusehen und ein Stück Seetal zu erhaschen, wo er jeden Hof zu benennen wußte und jede Baumgruppe kannte. Als dann aber der gefürchtete Winter mit der Münstererbiese einfiel, verließ er Haus und Bett nicht mehr. In der Nacht vom 22. auf den 23. Dezember 1883 ist Herzog nach hartem dreistündigem Todeskampf gestorben.

Als Totenschreiber hatte er einmal den eigenen Nekrolog sich vorzustellen versucht. „Gestern früh, nach langem Krankenlager, verschied der bekannte Humorist H. in B. . . .“, glaubte er zu lesen.⁷ Denn als Humorist wollte er auch über sein Grab hinaus gewertet sein. Und dieser Wunsch ist ihm in seltener Weise erfüllt worden. In seinen Schriften wird heute nur wenig geblättert, unter dem Familiennamen ist er kaum mehr bekannt. Wo

⁶ Ebda. V 78.

⁷ Ehrentempel I 91.

aber in Pfarrhöfen und Bauernstuben das schlagfertige Wort eines Landpfarrers über den Tisch fällt, da wird es dem „alten Balbeler“ in den Mund gelegt. Ein Kranz von Anekdoten hat sich an seinen Namen geheftet. Und, obwohl sein Tod schon sechzig Jahre zurückliegt, sind sie noch von wunderbarer Uebereinstimmung und Einheitlichkeit. Pfarrer Herzog ist darin nicht etwa zum ländlich-tölpelhaften Kleriker geworden, wie ihn der heimatlose Schwank aller Völker liebt; er blieb auch im Volksmund bis heute die kraftvolle Figur eines Bauernpfarrers, der jeden Spott schlagfertig erwidert und die Dinge bei ihrem Namen nennt.

Der „lustige Balbeler“ hieß er zu Lebzeiten, den „alten Balbeler“ nannte man ihn später, um ihn von seinem Nachfolger im Ballwiler Pfarrhaus zu unterscheiden. Wenn er heute unter diesem Namen beinahe Legende geworden ist, so muß er schon im Leben die Kraft der Volkstümlichkeit in sich getragen haben.

Er war kein Sonderling — auch an diesen hängt sich ja die Sage — er war vielmehr ein Volksmann und zwar in einem weit höhern Sinne, als ihn die bloße Popularität bedingt. Er verachtete sie nicht, diese Popularität, er galt gerne als Original. Im eigenen Hause liebte er die Geselligkeit und trug durch guten und schlechten Wein, durch gepfefferten Witz, ja selbst durch sein geliebtes Geigenspiel alles dazu bei. Nie scheute er sich, fremde Gastfreundschaft in Anspruch zu nehmen. Ein emsiger Briefschreiber jedoch scheint er nicht gewesen zu sein; er hätte einer ausgedehnten Korrespondenz zu oft den Mittagschlaf opfern müssen. Lieber ging er selbst auf Reisen. Alljährlich im Sommer oder Herbst flog er aus, — „für 1133 Franken kann man nicht das ganze Jahr daheimbleiben und Residenz halten“, schreibt er in sein Gästebuch. Seine Begleiter der frühern Jahre waren der Pfeffikoner Pfarrer Martin Herzog, seit 1870 Kaplan in Römerswil, ein Gegenstück der Gemütlichkeit, und Pfarrer Jakob

Buck von Hitzkirch, der spätere Dekan. Als „Marti“ und „Jakob“ tauchen sie in seinen Reisebeschreibungen wieder auf und haben manch boshaften Seitenhieb auf sich zu nehmen. Der reisende Pfarrer hatte seine Lieblingsroute. Sie führte ihn zu Fuß über den St. Gotthard und von dort — nach einem bösen Ritt durch das Oberwallis, wo sich ein Pferdetreiber den Spaß erlaubte, die Gäule der beiden Schwarzröcke fortwährend mit der Peitsche zu bestreichen — ans Gestade des Genfersees.⁸ Oder er wandte sich auf der Gotthardhöhe nach Osten, durchwanderte die Bündnertäler, fuhr dann hinab an den Bodensee und besuchte einige württembergische Dörfer und Pfarrhäuser. Im Weltausstellungsjahr (1855) zog er nach Paris, ein andermal nach Lourdes und Montreal. Innsbruck, Wien und Budapest hat er sich angeschaut, und in den Siebzigerjahren durchwanderte er auch das „Pomeranzenland“.⁹ Die beständigen Pole seiner Reisemagnetnadel aber waren die süddeutschen Städte Freiburg, Augsburg, München und Regensburg. Fast keine Fahrt blieb unbeschrieben. Er verwertete sie in den Korrespondenzen der „Neuen Sion“, um der süddeutschen Geistlichkeit den armseligen Eindruck vor Augen zu halten, den er aus ihren Pfarrhäusern und Kirchen nach Hause gebracht habe; oder er unterhielt damit die Leser des „Katholischen Luzernerbieters“, wobei er allerdings oft größeres Interesse an seiner Person als an der Reiseroute voraussetzte.

Doch der große Bekanntenkreis und die Geselligkeit allein hätten nicht vermocht, seine Aussprüche zu verewigen. Dies war nur die eine Seite seiner Volkstümlichkeit. Daß er aber in einer schlimmen Zeit, als sich nur

⁸ Neue Sion. 1850 Nr. 109 (10. Sept.) Beilage Nr. 23: Reisebilder aus der Schweiz.

⁹ Eine Reise ins Pomeranzenland. Bürli, Klingnau 1875. Der Aufsatz ist, zusammen mit der „Reise nach Regensburg in Sachen der neuern Kirchenmusik“ wohl im „Unterhaltungsblatt der Botenschaft“ erschienen. Es konnte kein Exemplar aufgefunden werden.

noch wenige zum Sprachrohre des Luzerner Bauernvolkes hergeben wollten, seine Stimme furchtlos erhob, das sicherte dem alten Balbeler einen Hauch von Unsterblichkeit. Es sind seine Schriften, wenn auch heute nur von wenigen gelesen, die seinen Namen weitertragen.

Seine Publizistik stellte sich bald in den Dienst der Politik, bald in den der Kirche. Er war Bauern demokrat und er war Tübingertheologe. Durch Familie und Nachbarschaft wurde er auf dem Gesinnungsboden von Ebersol festgehalten. Bauernherrschaft bedeutete ihm aber nicht völlige Unmittelbarkeit der Regierung. Der Gedanke der Landsgemeinde ist im Luzerner nie hochgekommen. Zu lange hatte die Landschaft unter der Führung der Stadt und des sparsamen Patriziates gestanden, als daß die völlige Umkehr der Dinge sie begeistert hätte. Herzog ist zudem in einem Dorfe aufgewachsen, das Jahrhunderte hindurch Luzerns Gelehrtenstube war. Der Münsterer konnte noch weniger als manch anderer die Führung einer gebildeten Schicht ablehnen. In verschiedenen Nachrufen auf Herzog liest man, daß er in der Stadt gerne in alten Junkerhäusern verkehrte. Das Ballwiler Fremdenbuch beweist, daß er wenigstens mit der Familie seines Kollators, des Herrn von Sonnenberg, herzliche Beziehungen unterhielt. Sie sind symbolisch für die Allianz der Luzerner Bauernschaft mit dem von der Aufklärung unberührten Teil des gebildeten Patriziats. Auch den Bauernsouverain behandelt Herzog manchmal mit unsanften Worten. Man hat sich ja erst dann voll auf seine Macht besonnen, als es galt, der Masse der Gottlosigkeit die Masse des gläubigen Volkes entgegenzuwerfen. Der Ausgangspunkt der demokratischen Erhebung lag auf religiösem Gebiet, das gilt auch für Herzogs ganze Publizistik.

Man muß wissen, was die katholische Kirche dem Luzerner als dem Vorkämpfer der Gegenreformation bedeutete, man muß Herzogs Herkunft und sein geschicht-

liches Denken kennen, um seinen Haß gegen das freidenkende Bürgertum des eigenen Kantons zu verstehen und seine starrköpfige Haltung der neuen Schweiz gegenüber zu begreifen. Der Ruf „Die Religion ist in Gefahr!“ war ihm nicht leere Phrase, sondern tiefste fürchterlichste Ueberzeugung. Wie im Staat, so sah er auch in der Kirche etwas Gewordenes, das weder auf den Prinzipien der Philosophen und Rechtsgelehrten noch auf denen der Humanitätsprediger ruht, sondern auf göttlichem Grund. In Tübingen, wo er in jugendlicher Verwirrung neuerungssüchtige Theologen zu finden hoffte, war ihm zu Füßen von Johann Adam Möhler für das ganze Leben gesagt und bewiesen worden, daß die Kirche die Kraft zur Erneuerung stets in sich getragen habe und jeder gerechtfertigten Forderung der Zeit nachkommen könne. Deshalb versuchte Herzog später alle Fragen des politischen und sozialen Lebens vom kirchlichen Standpunkte aus zu lösen. Als junger Pfarrer war er unter dem Einfluß von Johann Baptist Hirscher lebhaft für die gemäßigte Demokratisierung der Kirche eingetreten. Die gleichgerichtete politische Bewegung Leus von Ebersol und die zu hart beurteilte unschlüssige Haltung des Bischofs leisteten diesen Bestrebungen Vorschub. Sie hatten das eine Gute, daß sie in manchem Pfarrhaus den Staub von den josephinischen Schmökern wirbelten, hinter denen sich da und dort ein Seelsorger als Gelehrter verschanzt hatte.

Nur in der Opposition konnte Herzog gedeihen. Hätte er nicht widersprechen und neinsagen müssen, kein überflüssiger Bogen wäre beschrieben worden. Seine Bequemlichkeit war ebenso groß wie seine Schreib- und Schimpflust. Schon ein zweites Ueberlesen des Geschriebenen kostete ihn zuviel Mühe. Doch sein lachender Zorn gefiel, deshalb schrieb er weiter. Die Geschichte vom Bauernpfarrer Isidor und die Biographie des greisen Baldegger Kaplans Alois Meier zeigen, welch heitere Gebilde der Erzählungskunst ihm gelingen konnten, wenn der Zorn für

Augenblicke verglühte. Aber auch dann, wenn er Galle spie vor den „neuen Junkern“ des liberalen Beamtentums oder seinen Amtsbrüdern reinen Wein einschenkte, er packte die Menschen stets dort, wo sie am unwiderstehlichsten sind: bei der Gemütlichkeit. Nicht immer schrieb er aus weiser Erwägung, immer aber von Herzen. Deshalb blieben seine Worte im Munde des Volkes.

Anhang

Aus dem Briefwechsel zwischen Jeremias Gotthelf und Xaver Herzog.

(Von den drei erhaltenen Stücken befinden sich die beiden Briefe Herzogs im Gotthelf-Archiv der Stadtbibliothek Bern, der Brief Gotthelfs im Besitz von HH. Prof. Dr. Josef Vital Kopp in Luzern.)

Herzog an Gotthelf.

Hochgeachter Herr Pfarrer!

Da sie einst eine Predigt von mir¹ so freundschaftlich aufgenommen, so bin ich so frey Ihnen diese Briefe² als einen aufrichtigen Gruß zuzusenden. Ich hoffe das Kind soll Ihnen ähnlich seyn, wenigstens habe ich während ich mit ihm gieng Sie oft und mit Innigkeit angeschaut. Nun möchte ich Sie höflichst ersuchen mich bey Ihrem Volke einzuführen und wünschte gar herzlich von Ihnen in einem guten Blatte angezeigt zu werden und

¹ Predigt, gehalten am Gedächtnistage der Schlacht bei Sempach den 8. Heumonath 1844, Luzern 1844.

² Achtzehn neue, lustige Briefe, gewechselt zwischen einem katholischen und reformierten Geistlichen. Zur gegenseitigen Verständigung herausgegeben. Luzern 1845.

wenn es sein könnte, mit Ihrem klangvollen guten Namen. Nehmen Sie sich in allweg des Kindes an da es dort, das doch sein Vaterland ist, weder Weg noch Steg kennt. — Sollte sich dieses nicht thun lassen so bitte ich Sie dasselbe sonst irgendwie an Mann zu bringen, daß es doch auf eine rechte Art bekannt werde, in welch' letzterm Falle Sie mir aber doch Ihre individuelle Meinung und Gutachten darüber gefälligst mittheilen sollten, da ich hierauf große Stüke halte. Kann ich Ihnen hingegen einen Dinst erweisen so soll es mit größter Freude geschehen.

Zugleich lege ich Ihnen meinen Leü bey.³

Mit herzlichstem Gruße mich Ihrer Freundschaft empfehlend, bleibe ich

Ihr ganz ergebener Pfarrer X. Herzog.

Ballwyl den 1 Octb 1845.

A n t w o r t G o t t h e l f s.

Lüzelflüh den 15 October 1845.

Lieber und Werthgeschätzter Herr Amtsbruder!

Sie haben mir mit Ihren beiden Buben viele Freude gemacht. Sie sind auch einer von denen, welche Frieden möchten, und gegen den Hund von Teufel streiten aus Leibeskräften, und einstweilen fast ohne Hoffnung denselben aus dem Pelz zu jagen. Von wegen das ist eigentlich der wahre Ketzer, der gäb wie man ihn klopft, denn doch immer wieder da ist und in alles Lautere seine Jauche rührt und das Beste vergiftet. Ihre Briefe sind sehr gut und vor allem was die Hauptsache ist, recht güt müthig und wollen ohne Hadern versöhnen; das wäre der wahre eidgenössische Geist, der proklamiert werden sollte, von

³ Einige Bilder aus dem Leben des Joseph Leu sel. von Unter-
ebersol. Luzern 1845.

jedem Hoger herab. Ich will im Volksfreund ihrer Erwähnung thun,⁴ wahrscheinlich diesen Augenblick ohne großen Erfolg, die Erdäpfelangst hat die Jesuitenangst radical verschlungen. Man redet nur noch von den Erdäpfeln, von der Politik vernimmt man selten ein Wort, und ich dünkte die Länder könnten in diesem Augenblick ziemlich sicher durch unsern Canton passiren, es wäre dann, daß sie eben Erdäpfel wollten. Es war eine Zeitlang eine liebe Noth in unserm Lande, wer ein vernünftig Wort sprach riskirte den Hals oder wenigstens denselben halb. Ich kann halt aber nicht schweigen, deßwegen hatte ich manche Anfechtungen und die gnädigen Herren wurden mir sehr ungnädig. Als die Freischaren vorbei waren kam der unselige Streit über Leus Tod, und fast gesteinigt wurde, wer sagte, er sei gemordet worden. Die Menschen hat [sic!] keinen Sinn mehr weder für historische noch für psychologische Wahrheit. Hoffentlich haben diese Vorgänge alle den Stillen im Lande die sonst stumm waren wie die Fische, das Maul aufgethan.

Sagen Sie mir doch, wo ist Doktor Feierabend und was treibt er?⁵ Vor einem Jahre war er bei mir, wir sprachen viel über diese Dinge und mich wundert, ob er jetzt einsieht daß ich das Luzerner Volk besser gekannt habe als er es kannte. Es ist indessen sehr merkwürdig wie der Radicalismus nichts kennt als des Teufels Kniffe und Schliche, das Höhere und Bessere im Volk läugnet er nicht bloß ab, er glaubt nicht daran, er ahnet es nicht einmal, sowas scheint ihm bloß Pfaffen Hirngespinnst. Feierabend dauert mich indessen, er scheint mir ein guter

⁴ Im „Berner Volksfreund“ (Burgdorf 1845 Nr. 83. 16. Oktober, S. 664) erschien bloß eine Buchhändler-Anzeige mit empfehlendem Zusatz, doch ohne Gotthelfs Unterschrift.

⁵ Der Arzt Karl August Feierabend (1812—1887) hatte am mißglückten Freischarenputsch vom 8. Dez. 1844 teilgenommen; 1845 ließ er sich in Kappel (Toggenburg) und ab 1859 wieder in Luzern nieder, wo er sich neben der Berufstätigkeit der Schriftstellerei widmete.

Mann, nur etwas abgewendet dem Soliden und zugewendet dem Excentrischen sogenannt Ideellen, soweit es nämlich das Gebiet der Ansichten betrifft.

Es würde mich sehr wohl freuen, wenn Sie einmal Ihren Pilgerstab dem Emmenthal zuwenden und ein freundlich Besuchlein im Pfarrhof von Lüzelflüh abstaten würden. Es thut mir leid, daß ich nichts Neues bei der Hand habe, es würde mich sehr wohl freuen etwas beilegen zu können. Ich hatte aber im vergangenen Jahr eine gar scharfe unglückliche Hand und was ich schrieb wäre zu scharf in die Wunden dieser Zeit.⁶ Indessen kommt in den nächsten Wochen etwas, das jedenfalls auch nicht an übertriebener Süßigkeit leidet.⁷

Mit freundlichem Gruß und schweizerischem Handschlag der Ihrige

Albert Bitzios.

Herzog an Gotthelf.

Verehrtester Herr Pfarrer!

Ich danke Ihnen aufrichtig für Ihre gute Aufnahme meiner Briefe, es freut mich daß wenigstens Sie und alle Edlen meine Gutmüthigkeit gewürdigt und unsre durchaus freundschaftliche Stellung gegen die reformirten Brüder erkannt haben. Uebrigens glaube ich immer weniger daß in das Chaos der Leidenschaften und Verkehrtheiten die auf der Oberfläche sich treiben, durch Bücher auch der populärsten ein vernünftiger Geist zu bringen sey, denn das Herz mit seiner Liebe und seinem Haß spricht eine zu große Rolle als daß das Verständniß sich in den Vordergrund stellen könnte. Auch ist gar zu schnell alles wieder vergessen, so habe ich gestern Ihren „Bauernspiegel“ gelesen und ich gewahrte erst an einigen frappanten

⁶ „Der Herr Esau“ (?)

⁷ „Der Geltstag“.

Stellen und am Ausgang daß ich ihn vor 2 Jahren schon gelesen, aber freilich man verschlingt ihn ganz und theilt nicht ab, daher geht er auch wieder ganz von einem. Ich darf nun aber doch nicht zurückhalten, was mir schon früher aufgestoßen ist bey Lesung Ihrer Schriften, die ich empfehle wo ich nur kann und über die [,] Complimente ihnen zu machen, meine Achtung vor Ihnen mich abhält, nämlich sie scheinen mir auch gar zu wenig dogmatisch zu seyn, man sieht gar nicht daß ein evangelischer Geistlicher dessen ganze Erscheinung und Bedeütung doch auf dem positiven Boden des Christenthums ruht, der Verfasser ist. Aber nicht nur das, Sie reden von der Kindertaufe als ob sie weder biblisch noch zur Seligkeit nothwendig sey, ja um alles zu sagen, glaubte ich aus der Erzählung des Schulmeisters Frau über das Christkind, eine sehr schöne Allegorie, Sie des Palnltheismus, der Hegel'schen Schule verdächtig zu erklären, da doch sonst Ihre ganze Physiognomie viel zu gesund und natürlich ist, als daß Sie im Ernste diesen künstlichen Irthümmern nachhängen könnte[n], ich muß sagen mein Glaube an Ihre Orthodoxie ist ordentlich erschüttert. Da nun aber der Kampf der Zeit kein anderer ist als zwischen Glaube und Unglauben, so scheint mir nicht gut diesen ersten und Cardinal Punkt zu umgehen, ja gerade Männer wie Sie sollten da für den positiven Glauben hinstehen und für ihn kämpfen. Freilich einer arbeitet so der andere anders und alle für Christus, aber ein Glaubensbekenntniß sollte doch bey jedem vorliegen, und jedem Werke zu Grunde seyn. — Ich möchte Sie gerne aufmerksam machen auf die Calender für „Zeit und Ewigkeit“ die in Freiburg in Breisgau heraus kommen von Alban Stolz, Sie würden mit Freuden wenigstens der Form, denn der Inhalt ist streng katholisch, alles Lob ertheilen. —

Dr. Feierabend ist mein Nachbar und Condiscipel gewesen. Er kam so nach und nach durch Gesellschaft vorzüglich auf die radicale Bahn und wie er einmahl einge-

bissen, liesen sie ihn nicht wieder los. Ich kann mich gegenwärtig noch nicht in eine radicale Seele hineindenken und wäre froh Sie könnten uns einige Portraits liefern und den psychologischen Proceß des Radicalismus andeuten. Dr. Feierabend ist nun in S. Gallen, war beym zweiten Zug nicht [dabei] im Aprill, und befindet sich gut, aber scheint nicht mehr heimkehren zu wollen, die Mediciner kehren fast alle Materialisten von den deütschen Universitäten heim und meinen nun die Bauern sollen alle nach ihrem Comment leben und sich schlagen.

Ihre Beurtheilung der Jesuiten nach der Mission in Luthern⁸ hat sehr wohl gefallen und ist schnell in unsre Blätter übertragen worden. Haben Sie so viel Interesse an uns Lucernern so will ich Sie abermals recht ernstlich eingeladen haben mich auf einige Tage mit einem Besuche zu erfreuen, Sie sind hier in Mitte der Nationalität wo sich die alte Zeit am treüsten erhalten hat. Schläge ect haben Sie gewiß keine zu erwarten, da es überhaupt nicht Brauch ist und Ihr Name einen sehr guten Klang hat.

Es grüßt Sie herzlich Ihr aufrichtiger Freund

X. Herzog Pfarrer in

Ballwyl den 1 May 1846.

⁸ „Die Jesuiten und ihre Mission im Kanton Luzern“ im „Neuen Berner Kalender für das Schaltjahr 1844.“

Literaturverzeichnis

1. Zu Herzog.

a. Handschriftliches.

Pfarrarchiv Ballwil:

Verschiedene Briefe den Kirchenbau von 1847 betreffend,
Seelenzahl der Pfarrei Ballwyl, aufgenommen den 1. Jan. 1842.
VIII. a. 1.

Chronik des Altersgenossenvereins Ballwil. Nr. I. XXIX. a. 3.
Die Pfarrgenossen von Ballwyl ihrem scheidenden Hr. Pfarrer
(Konzept). VIII. c. 6.

Staatsarchiv Luzern:

Pfarrei Ballwyl. P. Fasc. 4.
Verwaltung der Kirche. B. Verwaltung der Disciplin. b) Einzelne Fälle. Fach 9 Fasc. 6.
Kirchenwesen. V. Verwaltung der Disciplin. Einzelne Fälle.
1848—1850. Fach 9 Fasc. 7.

Stiftsarchiv St. Leodegar, Luzern:

Kommissariats-Archiv:
Kommissariat Waldis 1839 (Feldprediger).
Ordinandi ab anno 1830.
Protokoll des geistl. Examinations-Collegiums 1835/68.

Gotthelf-Archiv, Stadt- und Hochschulbibliothek Bern:

Zwei Briefe Xaver Herzogs an Jeremias Gotthelf: Ballwil, 1.
Oktober 1845 und Ballwil, 1. Mai 1846 (Vgl. Anhang).

Herr Prof. Dr. Josef Vital Kopp, Luzern:

Briefe von und an Xaver Herzog, Student.
Brief von Jeremias Gotthelf an Xaver Herzog: Lützelflüh, 1. Oktober 1845 (Vgl. Anhang).
Acht Briefe von Alban Stolz an Xaver Herzog aus den Jahren 1846—1864.
Chronik der Familie Herzog-Röthelin aus der „untern Schmitte“ in Beromünster, geführt (1765—1857) von der ältesten Tochter Barbara und fortgesetzt (1858—1889) durch Adam Herzog-Weber, Ständerat.
Fremdenbuch des pfärrlichen Sommerhauses 1857 (bekannt unter dem Namen „Gartenbuch des alten Balbelers“). 1. Juni 1857—30. August 1883.

Frau Maria Suter-Herzog, Beromünster:

Briefe von und an Xaver Herzog, Student.

Tagebuch von Ständerat Adam Herzog-Weber, Beromünster
(1863—1895).

Herr Anton Kronenberg, Luzern:

Briefe von und an Xaver Herzog, Student.

Erben von Frä. Anna Herzog, Lehrerin (gest. 1942), Luzern:

Familienchronik der Frau Clementia Herzog-Herzog, der Schwester Xaver Herzogs, in Beromünster (1811—1853).

Hochw. Herr Dr. F. A. Herzog, Propst zu St. Leodegar, Luzern:

Familiientafeln zu den Stammtafeln des Geschlechtes Herzog von Beromünster. VII. Teil. Hieronymus-Linie II. Familiientafeln H II. Stammtafeln 71—85 H II. Angefertigt von Josef Wocher-Wey.

b. Wichtigste Zeitschriftenartikel.

[Beck, Josef], Xaver Herzog als Nationalökonom. In: Basler Volksblatt. 1893 Nr. 160 (15. Juli).

Domman, Hans, Pfarrer Xaver Herzog, der „alte Balbeler“. In: Korrespondenzblatt des Verbandes der Beamten und Angestellten des Kantons Luzern. 1928. Nr. 5 und 6.

Estermann, Melchior, Xaver Herzog, Pfarrer in Ballwil. In: Katholische Schweizer-Blätter. N. F. 2 (1886) 533—550, 762—764 und S.-A.

Greyerz, O. v., Franz Xaver Herzog. Ein katholischer Zeit-, Streit- und Schreibgenosse Jeremias Gotthelfs. In: Der kleine Bund. 15 (1934) Nr. 49 (9. Dez.).

G[rüter, Josef], Zum 100. Geburtstag eines schweizerischen Volkschriftstellers. In: Neue Zürcher Nachrichten. 1910 Nr. 22/23 (24./25. Januar). Abgedruckt in: Der neue Christliche Hauskalendar, 78 (1911) 41—45.

Hansjakob, Heinrich, Alpenrosen mit Dornen. Reiseerinnerungen. IV. Band der Volksausgabe. Stuttgart (1905). 174—176.

Herz, Hermann, Katholische Seelsorgeerzählungen aus der Schweiz. In: Die Bücherwelt. Zeitschrift für Bibliotheks- und Bücherwesen. Bonn. 11 (1913/14) 97—103.

[Herzog, Alois], Ein Student vor fünfzig Jahren. In: Vaterland. 1907 Nr. 151. Gezeichnet: Hilarius Immergrün.

Kopp, K. A., Pfarrer Xaver Herzog. Ein schweizerischer Volksschriftsteller. In: Historisch-politische Blätter für das katholische Deutschland. 147 (1911) 740—756 und 834—849.

Kronenberg, Ignaz, Pfarrer Frz. Xav. Herzog in Ballwil. Zur hundertjährigen Wiederkehr des Geburtstages des „alten Balbelers“ 25. Januar 1910. In: Vaterland 1910 Nr. 19—21 (25.—27. Jan.).

- Kronenberg, Ignaz, Ein Brief von Jeremias Gotthelf an Pfarrer Herzog. In: Schweizer. Rundschau. 13 (1912/13) 453—457. Abgedruckt in: Basler Nachrichten. 1913 Nr. 479 (14. Okt.).
- Kronenberg, Ignaz, Professor Alban Stolz und Pfarrer Herzog. In: Schweizer. Rundschau. 14 (1913/14) 27—34.
- Kronenberg, Ig., Was der „alte Balbeler“ vom Idiotikon-Stalder zu berichten weiß. In: Schweizer. Rundschau. 21 (1921) 268—275 und S.-A.
- Kronenberg, Ig., Zum 23. November. Aus den Schriften des „Alten Balbeler.“ In: Vaterland. 1922 Nr. 275—278 (20. Nov.—23. Nov.).
- [Kronenberg, Ignaz], Jeremias Gotthelf und Pfarrer Herzog. In: Vaterland. 1924 Nr. 163 (11. Juli).
- Kronenberg, Ignaz, Ein Dreigestirn. [Abraham a Santa Clara, Alban Stolz und Xaver Herzog]. In: Die katholische Schweizerin. 11 (1924) 271.
- Kronenberg, Ignaz, Was der „alte Balbeler“ von Bischof Anastasius Hartmann berichtet. In: Die katholische Schweizerin. 12 (1925) 196—197.
- Kronenberg, Ignaz, Alban Stolz an Pfarrer Herzog über Hirscher. In: Vaterland. 1926 Nr. 97, 103 und 109.
- Kronenberg, Ignaz, Weitere Briefe von Alban Stolz an Pfarrer Herzog. In: Vaterland. 1927 Nr. 19, 25, 31, 37 und 43.
- [Kronenberg, Ignaz], Das Gartenbuch des Pfarrers X. Herzog, Ballwil. (Der „alte Balbeler“.) In: Vaterland. 1929 Nr. 35—37 und S.-A.
- K[ronenberg], I., Weiteres aus dem Gartenbuche von Pfr. Herzog. In: Vaterland. 1929 Nr. 147 (24. Juni).
- K[ro]n[enberg], Ignaz, Ein Gedenktag. In: Vaterland. 1933 Nr. 304.
- Kronenberg, Ignaz, Aus der Heimat. Für die Heimat. Gesammelte Erzählungen in Poesie und Prosa, 3 Bde. Beromünster 1937—1940. Daraus: Der Samichlaus unterm Nußbaum. Einleitende Bemerkungen zu diesem von Xaver Herzog verfaßten Stücke (II 149/150); Unser Heuet. Vom alten Balbeler (II 151/152); Mostfahrt ins Büel. Vom alten Balbeler (II 152/155); Die Hammerschmide. Nach dem alten Balbeler (II 155—163); Zum 23. November 1847. Aus den Schriften des „Alten Balbeler.“ (III 47—58); Ein Dreigestirn (III 103—105); Ein Brief von Alban Stolz an Pfarrer Herzog (III 150—169).
- Matt, Franz von, Humor und Heimatkunst in den Erzählungen Xaver Herzogs. In: Schweizerische Rundschau. 13 (1912/13) 195—214.
- [Matt, Hans von], Von einem hundertjährigen Pfarrer. In: Nidwaldner Kalender. 51 (1910) 20—24.

- Müller-Dolder, Edm., Vom alte Balbeler und sim Wärde, Läbe und Stärbe. (Mit Titelbild). Plauderei zum 55. Todestag (23. Christm. 1883). In: Heimatland. Illustrierte Monatsbeilage des „Vaterland“. 1939 Nr. 1.
- Nekrologe in verschiedenen Tagesblättern 1883/84.
- O. E., Franz Xaver Herzog. Ein katholischer Zeit-, Streit- und Schreibgenosse Jeremias Gotthelfs. In: Vaterland. 1934 Nr. 303 (27. Dez.). Vgl. Greyerz.
- [Rusch, Joh. Bapt.], Der luzernische Jeremias Gotthelf. In: Schweizerische Republikanische Blätter. 1934 Nr. 39 (21. April).
- Schmidt, Georg C. L., Xaver Herzog und der Stand der Bauern. In: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur. 9 (1929) 235—250 und erweiterter S.-A. Zürich 1929.
- Schnyder, Michael, Ein Besuch beim alten Balbeler. In: Schweizer. Rundschau. 17 (1916/17) 202—205 und S.-A. Abgedruckt in: Vaterland. 1917 Nr. 100 (18. April) und in: Die Familie, Monatliche Beilage zum Willisauer Bote. 1943 Februar.
- Stockmann, Alois, Ein halbvergessener schweizerischer Volkschriftsteller (Pfarrer Xaver Herzog). In: Stimmen der Zeit. Monatsschrift für das Geistesleben der Gegenwart. 115 (1928) 70-73.
- Schwendimann, Johann, Ein Luzerner Soziologe. In: Katholische Schweizerblätter. N. F. 9 (1893) 419—429.
- Schwendimann, Johann, Die volkswirtschaftlichen Ideen in Xaver Herzogs Dichtung „der Götti“. In: Der Freischütz, Muri. 1893 Nr. 47 (14. Juni).
- [Schwendimann, Johann], Der alte „Balbeler“ über die Liberalen im Kt. Luzern oder Wir wollen konservativ bleiben. In: Luzerner Volksblatt. 1895 Nr. 52—54. [Abgedruckt nach einem heute verlorenen Manuskript Herzogs), zuletzt im Besitze von Chorherrn V. Kreyenbühl. Vgl. Luzernerbieter XII (1859): Freisinnige Gedanken über die Freisinnigkeit.]
- Schwendimann, Johann, Die Melancholie eines Grundsätzlichen (Eine soziaethische Skizze). In: Monat-Rosen. 43 (1899) 111—114.
- Troxler, [Josef], Drei Gedenktafeln. Paul Ignaz Vital Troxler, Josef Eutyck Kopp. Xaver Herzog. In: Münsterer Zeitung. Fest-Nummer zur 71. Jahresversammlung des Historischen Vereins der fünf Orte. Dienstag, den 16. September 1913 in Beromünster.
- Wallimann-Huber, Josef, Die Bürgergeschlechter von Beromünster. 5. Lfg. 332—337. Beromünster 1937.
- Wallimann-Huber, Josef, Pfarrer Xaver Herzog. In: Anzeiger für das Michelsamt. 1938 Nr. 51 (17. Dez.).

2. Allgemeines.

- Adam, Karl, Die katholische Tübinger Schule. Zur 450-Jahrfeier der Universität Tübingen. In: *Hochland*. 24 II (1927) 581—601.
- Bachem, Karl, Josef Bachem und die Entwicklung der katholischen Presse in Deutschland. 2 Bde. Köln 1912/1913.
- Beck, Alphons, Kirche und Staat in den Schriften des Philipp Anton von Segesser. Diss. Freiburg. Ingenbohl 1927.
- Beringer, Ulrich, Geschichte des Zofingervereins. I. Buch: Während der Restaurationszeit (1819—1830). II. Buch: Während der Regenerationszeit (1830—1847). Basel 1895 und 1907.
- Boesch, Walter, Zur Geschichte der politischen Presse im Kanton Luzern von 1848—1914. Diss. Zürich. Zürich 1931.
- Brühl, Johann August Moritz, Geschichte der katholischen Literatur Deutschlands vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart. In kritisch-biographischen Umrissen. Wien und Leipzig 1861.
- Buholzer, Josef, Die Aufhebung der Luzernischen Klöster im 19. Jahrhundert. Luzern (1917).
- Dommann, Hans, Die Kirchenpolitik im ersten Jahrzehnt des neuen Bistums Basel (1828—1838). In: *Zeitschrift für Schweizerische Kirchengeschichte*. 22 (1928) und 23 (1929). Buchausgabe, Luzern 1929.
- Estermann, Melchior, Die Stiftsschule von Bero-Münster, ihr und der Stift Einfluß auf die geistige Bildung der Umgebung. Luzern 1876.
- Estermann, Melchior, Geschichte der alten Pfarrei Hochdorf, des Johanniter-Ordenshauses Honrein wie der Tochterpfarreien: Honrein, Wangen, Ballwil und Rein und der Filialkapellen innerhalb der alten Pfarreigrenzen und geschichtliche Mittheilungen über die alten bürgerlichen Verhältnisse. Luzern 1891.
- Estermann, Melchior, Geschichte des Ruralkapitels Hochdorf sowie Geschichte der einzelnen Pfarreien, Kirchen, Kapellen und Pfründen. Luzern (1892).
- Funk, Philipp, Von der Aufklärung zur Romantik. Studien zur Vorgeschichte der Münchener Romantik. München 1925.
- Funk, Philipp, Die geistige Gestalt Johann Adam Möhlers. In: *Hochland*. 27 (1929/30) 98—110.
- Gilgen, Hans zur, Das Patronatsrecht im Kt. Luzern unter spezieller Berücksichtigung der Familienpatronate. Luzern 1923.
- Graf, Emma, Die Pfarrergestalt in der deutschen Erzählliteratur des 19. Jahrhunderts. Eine ideengeschichtliche Studie. Diss. Zürich. Konstanz 1922.

- Greyerz, Otto von, Alemannische Mundartliteratur. In: Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte. Hrsg. von Paul Merker und Wolfgang Stammer. I. Bd. 9—18. Berlin 1925/1926.
- Guggisberg, Kurt, Jeremias Gotthelf, Christentum und Leben. Zürich und Leipzig (1939).
- Herzog, Eduard, Stiftspropst Josef Burkard Leu und das Dogma von 1854. Ein Beitrag zur Vorgeschichte des vatikanischen Konzils. Bern 1904.
- Hirscher, J. B., Die kirchlichen Zustände der Gegenwart. Tübingen 1849.
- Hirscher, J. B., Antwort an die Gegner meiner Schrift: „Die kirchlichen Zustände der Gegenwart“. Tübingen 1850.
- Hofer, Walter, Das Verhältnis zwischen Kirche und Staat im Kanton Luzern. Diss. Bern. Bern 1924.
- Hurter, Friedrich, Die Befeindung der katholischen Kirche in der Schweiz seit dem Jahr 1831. Schaffhausen 1842.
- Lampert, Ulrich, Kirche und Staat in der Schweiz. II. Bd. Freiburg (Schweiz) und Leipzig 1938.
- Leu, Jos. Burkh., Beitrag zur Würdigung des Jesuiten-Ordens. Nebst einer noch ungedruckten Geschichte und Beurteilung der Jesuiten von Dr. J. A. Möhler. Luzern und Bern 1840.
- Leu, Jos. Burkh., Warnung vor Neuerungen und Uebertreibungen in der katholischen Kirche Deutschlands. Luzern 1853.
- Liebenau, Theodor von, Beiträge zur Geschichte der Stiftsschule von St. Urban. In: Katholische Schweizerblätter. N. F. 14 (1898) 18—43 und 164—187.
- Löffler, Kl., Geschichte der katholischen Presse Deutschlands. München-Gladbach 1924.
- Lösch, Stephan, J. A. Möhler im Jahre 1834/35. Eine unbekannte Begebenheit aus seinem Leben. In: Theologische Quartalschrift. 106 (1925) 29—99.
- Lösch, Stephan, Johann Adam Möhler. Bd. 1. Gesammelte Aktenstücke und Briefe. München (1928).
- Lösch, Stephan, Die Anfänge der Tübinger Theologischen Quartalschrift 1819—1831. Rottenburg a. N. 1938.
- Lütolf, Alois, Leben und Bekenntnisse des Joseph Laurenz Schiffmann. Ein Beitrag zur Charakteristik J. M. Sailers und seiner Schule in der Schweiz. Luzern 1860.
- Mayer, Joh. Georg, Graf Theodor Scherer-Boccard. Ein Beitrag zur Geschichte der katholischen Bewegung in der Schweiz. Einsiedeln 1900.

- Mayer, Julius, Alban Stolz, Freiburg i. Br. 1921.
- Müller, K., Philipp Anton von Segesser. Gedächtnisschrift zu seinem 100. Geburtstag. 2 Teile. Luzern 1917—1923.
- Müller, K., Die katholische Kirche in der Schweiz seit dem Ausgang des 18. Jahrhunderts. Eine historische Rundschau. Einsiedeln (1928).
- Pfülf, Otto, Die Anfänge der deutschen Provinz der neu erstandenen Gesellschaft Jesu und ihr Wirken in der Schweiz 1805—1847. Freiburg i. B. 1922.
- Platzhoff-Lejeune, Eduard, Werk und Persönlichkeit. Zu einer Theorie der Biographie. Minden in Westf. 1903.
- Rehm, W., Dorfgeschichte. In: Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte. Hrsg. von Paul Merker und Wolfgang Stammeler. I. Bd. 200—205. Berlin 1925/1926.
- Riedweg, Mathias, Geschichte des Kollegialstiftes Beromünster. Luzern 1881.
- Sägmüller, Johannes Baptist, Die wissenschaftlich-kirchliche Richtung von Johann Aam Möhler und seiner Schule. In: Der Aar. I (1910/11) 65—72 und 208—213.
- Schiel, Hubert Fr., Johann Baptist von Hirscher. Eine Lichtgestalt aus dem deutschen Katholizismus des XIX. Jahrhunderts. Freiburg i. Br. 1926.
- Schnabel, Franz, Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert. 3. Bd. (Erfahrungswissenschaften und Technik) und 4. Bd. (Die religiösen Kräfte). Freiburg i. Br. 1934 und 1937.
- Schwegler, Theodor, Geschichte der katholischen Kirche der Schweiz von den Anfängen bis auf die Gegenwart. Schlieren - Zürich 1935. (Einsiedler Schriften hrsg. von Rafael Häne und Karl-Borromäus Heinrich, Sonderband.)
- Schwendimann, Johannes, Der Bauernstand des Kantons Luzern ehemals und heute, dargelegt vom Standpunkt der Staatswirtschaft und Social-Politik. Luzern 1893.
- Segesser, Philipp Anton, Fünfundvierzig Jahre im Luzernischen Staatsdienst. Erinnerungen und Akten aus dem kantonalen Leben 1841—1887. Bern 1887.
- Segesser, Philipp Anton, Erinnerungen. In: Katholische Schweizerblätter. N. F. 6 (1890).
- Segesser, Briefwechsel zwischen Philipp Anton von Segesser und Andreas Heusler - Ryhiner 1842—1867. Hrsg. von Eduard His. Festgabe für die Historisch-antiquarische Gesellschaft zu Luzern 1932. (Basel 1932.)

Siegwart-Müller, Briefe von Konstantin Siegwart-Müller an Friedrich von Hurter, Hrsg. von Emmanuel Scherer. 2 Teile. Beilagen zu den Jahresberichten der Kantonalen Lehranstalt Sarnen 1923/1924 und 1924/25. Sarnen 1924—25.

Wallimann-Huber, Jos., Die Bürgergeschlechter von Beromünster. 8. Lfg.: Die bürgerliche Ortsgeschichte. Beromünster 1940.

Herzogs Werke.¹

Predigt, gehalten am Gedächtnistage der Schlacht bei Sempach den 8. Heumonats 1844. Räber 1844.

Einige Bilder aus dem Leben des Joseph Leu sel. von Unter-
ebersol, Luzern, Räber 1845. 27 S.

Achtzehn neue, lustige Briefe, gewechselt zwischen einem katholischen und reformierten Geistlichen. Zur gegenseitigen Verständigung herausgegeben. Luzern, Räber 1845. 41 S.

Johann Heinrich Züllli, Sextar und Pfarrer in Eich, Kanton Luzern. Eine biographische Idylle. Einsiedeln, Benziger 1849. 22 S.

Die kirchlichen Zustände der Gegenwart von Hirscher, besprochen mit Rücksichtnahme auf die kirchlichen Zustände der Schweiz, von einem Schüler Hirscher's. Schaffhausen, Hurter 1849. 62 S. [Anonym.]

Die christliche Baukunst auf dem Lande oder die neue Kirche in Ballwyl und wie sie geworden. Einsiedeln, Benziger 1852. 204 S.

Veto! Veto! Veto! Erbarmet Euch der Armen! [Gezeichnet:] Der katholische Luzernerbieter. Luzern, Räber 1854.

Der Beruf. Eine Novelle aus der Neuschweiz. Regensburg, Pustet 1857. 277 S.² [Anonym.]

Der Idealist, oder eine Pastoral aus dem Leben in Form einer Novelle. Lindau, Stettner 1859. 276 S.³

Leichenrede auf den Hochwürdigen Herrn Pfarrer Ludwig Troxler in Eschenbach, gehalten am Beerdigungstage den 21. März 1860. Der Pfarrgemeinde Eschenbach, sowie den Freunden und Bekannten des Verstorbenen zum Andenken gewidmet. Luzern, Räber 1860.

¹ Herzogs Hauptwerke werden im Text unter dem gesperrt gedruckten Stichwort angeführt.

² Mehrere Bibliographien erwähnen eine 2. Auflage 1861.

³ Erstes Kapitel. Die Mühle und der Beruf. Abdruck in: Gädient, Veit, Deutsches Lesebuch für Schweizer Gymnasien, Seminarien und Realschulen. Luzern 1912. I 249 ff.

- Marie die Büßerin. Eine Novelle. Lindau, Stettner 1860. 234 S.⁴
- Der Götteri. Ein Novelle. Mit Illustrationen. Luzern, Schiffmann 1862. 229 S.
- Der Leutnant. Eine Erzählung in fünf Tempo. Stans, von Matt 1862. 214 S.
- Fridolin, ein Vicar. Mainz, Kirchheim 1862. 150 S.
- Der Melankoliker. Der Pfarrer Isidor und wie es ihm mit dem „Bauern“ ergangen. Zwei Erzählungen. Mainz, Kirchheim 1863. 348 S.
- Neueste Dränirmethode oder probates Mittel gegen die Trunkenheit. Luzern, Schiffmann 1863. 110 S.
- Die fünf Kirchengebote, einer deutschen Nation erklärt und mündgerecht gemacht. Mit einem Anhang von allerlei Lustigem und Unlustigem. Lindau, Stettner 1865. 352 S.
- Peter Schlänggi der Ratsherr oder Freiheit und Religion. Eine Erzählung aus der Schweiz. Luzern, Räber 1867. 187 S.
- Vermauert. Eine Erzählung. Klingnau, Bürli 1867. 47 S.
- Stöffeli, der Pfistergeselle. Ingenbohl, Waisenanstalt 1870. 177 S.
- Gib Acht, katholisch Aargau! Oder: Die neue Denkschrift der schweizerischen Bischöfe über die aargauische Vergewaltigung der katholischen Kirche. In's Volksthümliche umgearbeitet und abgekürzt von X. H. Klingnau, Bürli 1872.
- Louise oder eine gemischte Ehe. Luzern, Räber 1873. 123 S.
- Wallfahrt nach Lourdes und zum göttlichen Herzen Jesu. sammt Anderm, Katholischem und Altkatholischem. Luzern, Räber 1874. 80 S.
- Louise oder eine gemischte Ehe. Wallfahrt nach Lourdes und zum göttlichen Herzen Jesu. Zweite, verbesserte Auflage, mit einer Zuthat. Luzern, Räber 1874.
- Eine Reise ins Pomeranzenland. Reise nach Regensburg in Sachen der neuen Kirchenmusik. Bier und Altkatholisches. Meine Erinnerungen an den seligen Schleuniger. Klingnau, Bürli 1875.⁵
- Der doppelte Tisch. Solothurn, (Schwendimann) 1878.⁵
- Gesammelte Schriften:
- Erster Band: Der Idealist.
- Zweiter Band: Marie, die Büßerin.⁵

⁴ Neu bearbeitet von Ignaz Kronenberg in: Anzeiger für Münster. 1929 Nr. 42—52 und 1930 Nr. 1—38.

⁵ Dieses Werk ist nur aus Bibliographien bekannt, der genaue Titel ist deshalb unsicher.

Dritter Band: Die fünf Kirchengebote.

Vierter Band: Der Götli.⁵

Neue (Titel-)Ausgabe. Lindau, Stettner (1859—1865) 1880.

*

Der katholische Luzernerbieter, eine jährliche Zeitschrift von einem Landgeistlichen. 18 Hefte. Luzern, Räber.

(9.—18. Heft: Der katholische Luzernerbieter, eine Zeitschrift von Pfarrer X. Herzog in Ballwyl.)⁶

1. Jahrgang 1. Heft 1853.

2.—7. Jahrgang 2.—13. Heft 1854—1859.

8. Jahrgang 14. Heft 1860.

15. Heft 1861.

16. Heft 1865.

17. Heft 1869.

18. Heft 1871.

Geistlicher Ehrentempel oder Pyramide der Unsterblichkeit, das ist Lebensbeschreibungen etwelcher Geistlichen aus dem katholischen Luzernerbiet. 1.—5. Reihenfolge. Luzern, Räber 1861, 1862, 1864, 1866 und 1868.

*

Ausgewählte Werke von Xaver Herzog, Pfarrer, genannt „Der alte Balbeler“. Bearbeitet durch Ignaz Kronenberg, Pfarrer. I.—VI. Bändchen. Luzern, Räber 1913—1921. (I. Bändchen: Mit biographisch - kritischer Einleitung und Verzeichnis der Werke von Pfarrer Herzog).

⁶ Zum Aufsatz „Des Hinterländers seine Reise an den eidgenössischen Schiesset in Luzern“ im 2. Heft vgl. Eine lustige Geschichte aus dem Jahre 1854. (Aus der Hinterlassenschaft vom alten „Balbeler“ X. Herzog.) In: Luzerner Volksblatt, 1898 Nr. 149—156 und 1899 Nr. 1—5.

Zum Aufsatz „Wie s'Anneli an die Kilbi geht“ im 5. Heft vgl. Das Anneli. Eine Volksgeschichte. Aus der Hinterlassenschaft des alten „Balbelers“ Pfarrer Xaver Herzog. In: Luzerner Volksblatt, 1899 Nr. 40—73. — Neubearbeitet von Ignaz Kronenberg in: Vaterland, 1910 Nr. 44—50.

Zum Aufsatz „Warum sind die Katholiken ärmer als die Protestanten“ im 15. Heft vgl. Die Hammerschmiede. Vom alten Balbeler Pfarrer X. Herzog. In: Nidwaldner Kalender, 55 (1914) 43—47.

Zeitschriftenaufsätze.⁷

Unterhaltungsblatt zur Staatszeitung der katholischen Schweiz:
Weltlicher Nachtrag zum Fragment aus einer Bergreise. 1845
Nr. 17. *

Joseph Leu von Ebersol. 1845 Nr. 20—23. *

Schweizerische Kirchenzeitung:

Joseph Leu von Ebersol. 1845 Nr. 31—33. *

Der Pilger. Ein Sonntagsblatt zur Belebung religiösen Sinnes.
Einsiedeln:

Einige Pastoral-Briefe zwischen einem jungen Priester und seinem geistlichen Vater. 6 (1847) Nr. 1—8. *

Das Land Entlebuch im Kanton Luzern. Gewidmet meinem Freunde, dem Hochw. Hrn. Pf. M[elchior] E[lmiger] in Sch[üpfheim]. 6 (1847) Nr. 20/21. Auch S.-A.

Pfarrer und Sextar Joh. Heinrich Zülly in Eich, im Kanton Luzern. Eine biographische Idylle. 8 (1849) Nr. 44/45.

Neue Sion. Eine Zeitschrift für katholisches Leben und Wissen. Augsburg:

Die „Neue Sion“ kam in den Jahren 1845—1855 wöchentlich dreimal heraus. Unter der Rubrik „Kirchliche Mitteilungen“ erschienen ziemlich regelmäßig Herzogs Korrespondenzen. *

Reise eines schweizerischen Beneficiaten durch einen Theil der bekannten Welt. 1847 Nr. 56 Beilage Nr. 10. *

„Es zogen drei Burschen wohl über den Rhein.“ 1849 Nr. 80. *

Reisebilder aus der Schweiz. 1850 Nr. 59, Nr. 109 Beilage 23 und Nr. 112 Beilage 24. *

Pastoralisches Stilleben in der Schweiz. 1850 Nr. 139 Beilage 29. *

Der Pfarrer und der Schmid. Ein Reisestück. 1851 Nr. 69 Beilage 15. *

Aus dem Tagebuch eines schweizerischen Landpfarrers. Riden-
do dicere verum. 1852 Nr. 42 Beilage 7, Nr. 48 Beilage 8 und
Nr. 132 Beilage 22. *

Abstractionen eines Reisenden von der Schweiz nach München
und zurück. 1852 Nr. 119/120. *

⁷ Nur diejenigen Zeitschriftenaufsätze sind hier angeführt, die nach Inhalt und Form mit voller Sicherheit Herzog zugeschrieben werden können. Die anonym erschienenen Aufsätze sind mit einem Sternchen (*) bezeichnet.

Sion. Eine Stimme in der Kirche für unsere Zeit, Augsburg: Ab 1856 erschienen unter der Rubrik „Kirchliche Mitteilungen“ einzelne Herzog-Korrespondenzen, gezeichnet: H, z*, zg*, Dx.
In's Elsaß. 1858 Nr. 39—41. *

Zuger Kalender:

Der Hans Joggel von Bränzwyl wird der Erste im blauen Stich
1857. *⁸

's Seppli's heimliche Gedanken. 1858. *

Eveli, oder: Wie es Einem am Heirathen schaden kann, wenn
es in der Kirche nicht schön thut. 1862.

Wie ein Ungläubiger durch eine Kuh auf vernünftige Gedanken
gebracht worden ist. 1863.

Der blinde Vater. 1864. *

Der Eseltoni, oder wie einer ein Bote werden kann, und um
sein Sach kommen. 1865.

Das dritte Gebot Gottes und der Werktagans. 1866. *

Der Student und das Zündhölzli. 1866.

Die Krinoline. 1867.

Die Vergeltung oder schreckliches Loos einer Kellnerin. 1868.

Aus dem Leben einer Amsel. 1869.

Verfehlte Spekulation. 1875. ⁹

Nach Freiburg im Breisgau. 1876.

Der Schneider und seine Frau, oder ein Stück Kulturkampf.
1877.

Leneli, oder schreckliche Folgen der Verzärtlung. 1878.

Eine alte Reise an die Romfahrt in Luzern. 1879. *

Der Jesuit im Wirtshaus. 1879. *

Wie's Fränzi in's Kloster will. 1880.

Das Wunder des 16. September 1877 in Lourdes. Nach dem
Univers. 1880. [= Zeitung Louis Veuillots].

Wägeli oder Schäse? 1881. *

Wie der Herr Durst seiner alten Geliebten das Zyt usputzt und
ihr eine Vorlesung über Erziehung hält. 1881. *

Wie einer fünf Tage lang in einem Sodbrunnen sein kann und
doch wieder lebendig herauskommt. 1882.

Wie ich aus einem Hömli ein Kalender geworden bin. 1883. *

Wo ist das eidgen. Kreuz? 1884.

Sonntagskalender für Stadt und Land, Freiburg i. Br., Herder:

⁸ Diese Erzählung wurde wahrscheinlich vom Herausgeber des
Kalenders überarbeitet.

⁹ Vgl. Bearbeitung von Ignaz Kronenberg „Wirten, Wirten . .!“
In: Sonntagsblatt des „Vaterland“. 12 (1924) Nr. 4/5.

Das vierte Gebot Gottes von der andern Seite. Ein Wort für geschiedte Leut'. 2 (1861) 34 S.¹⁰

Katholische Schweizer-Blätter. Luzern:

Rückblick auf das erste Halbjahr. 1 (1859) 392—397.

Zur Erinnerung an Balthasar Estermann, den verstorbenen Redactor und Begründer dieser Blätter. 10 (1868) 175—189.

Unterhaltungsblatt der Botschaft. Klingnau:

Vermauert. 1867 Nr. 17—22.

Polytechniker oder — Kaplan? 1873 Nr. 44/45.

Beromünster vor fünfzig Jahren. 1877 Nr. 31—36.¹¹

Der Pfarrer, ein Hund und die Zeitungen. 1877 Nr. 29/30.

Schweizer-Broschüren für Volk und Gelehrte. Baden/Klingnau:

Die neue Denkschrift der schweizerischen Bischöfe über die aargauische Vergewaltigung der kath. Kirche. In's Volksthümliche umgearbeitet und abgekürzt von X. H. 1871. 4. Heft 1—26.

Neue Schweizer-Broschüren. Solothurn:

Von der Religiösen Souveränität. IV (1878) 1. Heft 30 S.

¹⁰ Vgl. „Stüfmüeterli.“ In: Rütli. Unterhaltungsblatt zum „Luzerner Tages-Anzeiger“, Stadt Anzeiger für Luzern. 1917 Nr. 2—4

¹¹ Ueberarbeiteter Abdruck in: Münsterer-Zeitung. 1909 Nr. 48—52 und 1910 Nr. 1—36. — Neuer Abdruck mit reichhaltigem Kommentar von Josef Wallimann-Huber in: Heimatkunde des Michelsamtes. Monatsbeilage zum „Anzeiger für das Michelsamt“. 16 (1942) Nr. 1—12 und 17 (1943) Nr. 1 ff. z. Z. noch nicht abgeschlossen.

BEIM VERLAG JOSEF VON MATT - STANS

Nachfolger von Hans von Matt

sind zu beziehen

Geschichtsfreund

Band 49, 51—71, pro Band Fr. 7.—

Band 75, 77, 79—97, pro Band Fr. 8.—

Denkschrift

an den

II. Schweizer. Historischen Kongress

in Luzern, 25. bis 27. Juni 1921.

Vornehme Ausstattung auf gutem Papier mit 16 Tafeln.

Ermässigten Preis: Fr. 4.—, (statt früher 8.—)

Aus dem Inhalt:

Weber, Die Schrattenfluh; Scherer, Die Anfänge der Bodenforschung im Kt. Luzern; Haas, Die Goldmünzen des Kantons Luzern; Fischer, Der Bundesbrief von 1491; Guyer, Bürglen und Seedorf; Meyer-Rahn, Ein Luzerner Bürgerhaus aus dem 16. Jahrhundert; Durrer, Das Frauenkloster Engelberg als Pflanzstätte der Mystik, usw.

Festschrift Dr. Robert Durrer

32 Aufsätze aus Geschichte und Kunst, mit einem Porträt,

12 Abbildungen und 39 Tafeln, auf gutem Papier.

Preis: Fr. 24.—

Aus Anlass der Vollendung seines 60. Geburtsjahres (3. März 1927) haben Fachgenossen und Freunde dem ausgezeichneten nidwaldnerischen Staatsarchivar, Herrn Dr. Robert Durrer, die vorliegende Festschrift gewidmet. Der stattliche Band enthält auf 600 Seiten 32 Arbeiten aus dem Gebiete der Archäologie, Geschichte, Rechts- und Kulturgeschichte, Waffenkunde, Heraldik, Kunstgeschichte, von bleibendem Werte. Dem innern Gehalte entspricht die äussere Ausstattung: Abbildungen, Pläne, Genealogien und nicht weniger als 39 Tafeln vervollständigen das gedruckte Wort. Dem Buche ist das wohlgetroffene Porträt des Jubilars vorangestellt. — Durch den Tod Dr. Robert Durrers gewinnt diese Festschrift neuerdings grosses Interesse.

Das Antiquariat JOSEF von MATT, STANS

kauft ganze

Bibliotheken

und einzelne wertvolle Werke aus der schweizerischen Literatur. —

Verlangen Sie meine Kataloge. Ich versende sie kostenlos

Grosses Bücherlager